

Dorfchronik von Grins

aus dem Jahr 1940

von Berta und

Elisabeth Mund

Inhaltsverzeichnis

Chronik des Dorfes Grins 1. Teil

Chronikteil 2. Teil

Dorfbild

Grinner Künstler

Besonderheiten der Grinner Sprache

Der Tiroler und sein Vieh

Aus den Schlern-Schriften 133. Landecker
Buch,

1. Band im Jahr 1957, Seite 117

2

Um 1940 schrieben die beiden Schwestern Berta und Elisabeth Mund aus München, die seit vielen Jahren sommers im elterlichen Ansitz in Grins wohnten, vermutlich als Doktordissertation eine Dorfchronik von Grins, die sich besonders mit der Kultur und Wirtschaftsgeschichte und den Naturereignissen befasste. Der maschinengeschriebene Entwurf war am Kriegsende noch im Besitz der Verfasserinnen.

Berta und Lisbeth Mund im Jahr 1940

Chronik des Dorfes Grins

1. Chronikteil

Lisbeth und Berta Mund

Die Chronik des Dorfes Grins beginnt der Verfasser mit der Überlegung, wer die Ureinwohner Tirols und somit auch seiner Gegend, des Stanzertales, gewesen seien. Er nimmt an, die Kelten, die, wie er sagt, um 886 oder 800 v. Chr. von Asien her eingewandert sind. Heute bezweifelt zwar die Mehrzahl der Forscher, daß die Kelten als erste in Tirol eingezogen sein sollen. Sicher ist nur, daß sie sich schon in vorchristlicher Zeit in Tirol angesiedelt haben.

Der Chronist berichtet weiter, daß diese frühe Bevölkerung von Tirol Rätier geheißen habe und davon das Land den Namen Raetia erhielt, als es unter römische Herrschaft kam. An Stelle von Rätier solle man die Leute auch Rasener geheißen haben. Dieser Name ist heute in Westtirol eine feste Bezeichnung für eine bestimmte Apfelsorte, allerdings mit der kleinen Abänderung auf Rasoner.

Der Chronist nimmt an, daß auch Grins eine keltische Siedlung ist, und erklärt den Namen vom keltisch-rätischen chrinna her, das auf ahd. Spalte geheißen haben soll. Unter dem

3

römischen Einfluß wäre chrinna dann in den lateinischen Plural zu crinnes übergegangen. In dieser Schreibweise findet sich der Name in Urkunden von 1288 bis 1350. Diese Namensklärung ist nicht von der Hand zu weisen, besonders die latinisierte Fassung nicht. Sie kennzeichnet tatsächlich die Lage des Dorfes zwischen zwei Tobeln, wie dies ja schon im keltischen Namen chrinna = Spalte, angedeutet ist.

Um 1412 taucht zum ersten Mal in einer Urkunde der Name des Dorfes mit G am Anfang auf als Grinnes. So sehr der Namensanfang sich änderte, so wenig tat es der Schluß. Die lateinische Pluralbildung ist noch im heutigen Namen enthalten. Die Schreibweise von ehemals mit dem Doppel-n in der Mitte ist heute noch im Sprachgebrauch der Leute von Grins und Umgebung lebendig. Die Bewohner des Dorfes Grins nennen sich nicht Grinser, wie dies die Fremden immer tun, sondern Grinner. Auch die Leute von Pians, dem Nachbardorf [S. 2] im Tal, heißen nicht Pianser, sondern Pianner. Die lateinische Form hat also den Ausschlag gegeben, denn Grins ist nur noch die Flüchtigkeitsform der lateinisch-römischen Bezeichnung.

Eine Schlucht in der näheren Umgebung von Grins soll laut Chronik noch Valerin und eine Wiese „in der Krinnen“ heißen. Wo die so benannten Geländestücke aber liegen sollen, konnte ich von den Grinner Bauern nicht erfahren. Niemand in Dorf hatte diese Namen gehört oder konnte sich an sie erinnern. Sollten diese beiden Flurnamen durch andere ersetzt worden sein, sodaß sie niemand mehr kannte, oder sollte der Chronist sie mit solchen seiner Gemeinde Stanz verwechselt haben? Auffällig ist aber die Ähnlichkeit mit dem Namensursprung von Grins.

Ebenso werden die Namen der pfarramtlich zu Grins gehörigen Weiler Graf, Gmar und Grist als Orte keltischen Ursprungs genannt. Der Weiler Graf liegt an der Landstraße zwischen Landeck und Pians an einem besonders steinigem Tobel. Der Name soll von grava=Kies, Geröll kommen. Gmar und Grist liegen am Hang des Wiesbergs. Gmar heißt wohl gmur oder Gemur, und Grist Grust. Beide Namen kennzeichnen die Lage dieser Siedlungen in brüchigem Erdreich treffend. Unser Chronist zieht nun den Schluß: „Da also eine ganze Anzahl von Ortsnamen in der nächsten Umgebung von Grins und Grins selbst, wahrscheinlich keltischen Ursprungs sind, so werden wohl auch Teile von Grins vor der Römerherrschaft bewohnt gewesen sein.“

„Vom 7. und 8. Jahrhundert an,“ fährt unser Chronist fort, „werden eine Menge Kirchen als bereits bestehend in verschiedenen Urkunden gemeldet. Die meisten ältesten Kirchen wurden ursprünglich nur ärmlich und in kleinem Umfange gebaut, oft nur aus Holz, sodaß, wenn sie nicht baufällig geworden waren, doch als zu klein umgebaut werden mußten. Grins hatte früher keine eigene Kirche. Die Grinner mußten zu St. Peter in Stanz in die Kirche gehen. [S. 3] Stanz soll nach Urkunden und einer Volkssage, - ihren Inhalt erfahren wir nicht, - der früheste Pfarrsitz der ganzen Umgebung gewesen sein. Der Pfarrer von Stanz wohnte zu jener Zeit im Widum unterhalb der jetzigen Kirche, mit der Aussicht auf das im Tal gelegene Zams und Landeck. Heute steht das Gebäude nicht mehr, aber an seiner Stelle heißt die Angermahd noch „der Widum“. Beim Nachgraben stieß man dort auf die alten Grundmauern.

Als Geistlicher erwähnt nun der Chronist, daß damals die Sonn- und Feiertage sehr festlich begangen worden seien, besonders die Zwölfaposteltage. In welcher Weise dies aber geschah, erzählt er nicht.

„Die Letztangekommenen“ - gemeint sind die zuletzt eingewanderten Bayern, - wird weiter berichtet, „hatten noch manches aus dem Heidentum bewahrt. Mord, Aberglaube und

gewaltiger Hang zu sinnlichen Genüssen waren ihre Hauptfehler. Sonst waren die Sitten des Volkes einfach. Es trieb Ackerbau und Viehzucht. Große Auenstrecken lagen noch brach und ohne Kultur da, wohl noch größere als zur Römerzeit, da die Stürme der Völkerwanderung viel zugrunde gerichtet hatten. Viele verwilderten Strecken, wie die noch unberührten Wälder boten reichlich Gelegenheit zur Jagd, denn hier hausten Dutzende von Wisenten, Auerochsen, Hirschen, Rehen, Ebern, Wölfen, Füchsen, Bären und zahlloses kleines Wild, während auf den Berghöhen, die damals alle noch bewaldet waren, Herden von Gemsen und Steinböcken hausten."

Handel und Industrie haben zu jener Zeit noch nicht geblüht. Die wenigen Handelsgeschäfte, die allenfalls abgeschlossen wurden, haben, nach der Chronik, Juden und Lombarden abgeschlossen.

„Auch in der Kunst war es schlecht bestellt" - wird weiter erzählt, - „Die Edlen wohnten in Häusern, die unseren heutigen Bauernhäusern glichen. Sie waren meist aus Holz gebaut, wenn nicht altrömische Gebäude und Burgen benutzt wurden. Etwas merkwürdig ist hier allerdings die Bezeichnung Kunst [S. 4] für die damaligen Wohnverhältnisse. Schule gab es keine. Auch die Fürsten konnten nicht schreiben. Die Sprache war in unserer Gegend wohl neben der romanischen die alemannisch-deutsche. Als Beispiel hierfür das Vaterunser in der alemannischen Sprache des 7. Jahrhunderts:

Fatta unser, thu pist in himile. Wihi namun dinam. Queme rihi din. Werde wille din so in himile, sosa in Erden. Proht unser emez hie kip uns hiutu; Ablaz uns skudu unsero, so wir ablazen uns skuldiken. Enti ni junsch firletti in khorunka. nz erlozi uns fona ubili. Amen.

Das Vaterunser zeigt weitaus mehr Alemannisches als etwa Römisches oder Ladinisches. Ganz fremd sind nur khorunka und firletti. Letzteres scheint fast italienischen Ursprungs zu sein, da seine Endung -etti eine häufige italienische Verkleinerungssilbe ist. Das ist aber nicht der Fall. Beide Worte, firletti und khorunka, dürften nicht römischen Ursprungs sein, sondern aus dem Keltischen kommen.

„Zur Zeit der fränkischen Kaiser (ab 788) gedieh in hiesiger Gegend der Weinbau," erfahren wir aus der Chronik. Heute noch ist die Terrassierung des Pianner Hügels, der von Pians nach Grins ansteigt, unverkennbar. Auch seine Baumlosigkeit und seine geschützte Südlage machen glaubhaft, daß hier einmal Reben gediehen. Aus einer Urkunde, die nicht weiter erwähnt wird, hat der Chronist erfahren, daß der Besitzer eines Ackers am Pianner Hügel bei der kleinen Margaretenkapelle, der Stanzer Kirche ein großes Quantum Wein abliefern mußte. Vermutlich war dies eine Form der damals üblichen Zehentabgabe. Um das Jahr 1000 soll der Weinbau aber mit der Rodung der Bergwälder schnell zurück- und schließlich eingegangen sein.

Von 1027 bis 1235 unterstanden das ganze Inntal und seine Seitentäler, also auch das Stanzertal, den Bischöfen von (Brixen) ^{Chur} Unser Chronist berichtet hierüber:

„Die bäuerlichen Verhältnisse waren in dieser Zeit, vom Jahre 1000 - 1250 mannigfach gestaltet. [S. 5] Es ließen sich schon vier Klassen unterscheiden: Freibauern, Zinsleute, Hörige und Leibeigene. Jedoch war die Leibeigenschaft keineswegs wie die Skaverei im Altertum.

Im 12. Jahrhundert war in Tirol die Augsburger und die Regensburger Münze gang und gäbe. Gegen Ende dieser Zeit verdrängten aber die Trientiner Münzen die ausländischen immer mehr." - Es ist bezeichnend, daß die reichsdeutsche Münze gegenüber der italienischen als ausländisch bezeichnet wird. Das bedeutet nicht etwa, daß die Tiroler sich mehr zu Italien zugehörig gefühlt hätten. Nein. Als ausländisch gilt in Tirol auch heute noch, das, was recht weit weg ist, und in diesem Fall war das Trentino wesentlich näher als die beiden reichsdeutschen Städte.

„Von 1236-1363" - heißt es weiter in der Chronik, „unterstand Tirol der Herrschaft des Fürstenhauses Görz-Tirol." — In dieser Zeit hat die sagenumwobene Margareta Maultasch in Tirol regiert. Über ihre Person wie über ihren Namensursprung bestehen verschiedene Anschauungen. Der Name Maultasch, sagen viele, sei der Fürstin gegeben worden, weil sie „ein Maul wie eine Tasche habe gehabt". Ein Bild in einem orbis pictus, das allerdings von ebenso erschreckender wie unwahrscheinlicher Häßlichkeit ist, (aber auch ohne jede Stichhaltigkeit) mag diese Vorstellung von der „häßlichen Herzogin", wie Lion Feuchtwanger sie in seinem gleichbenannten, in jeder Weise gänzlich unhistorischen Roman darstellte, unterstützt haben. Die andere Erklärung aber wird die richtige sein. Hiernach kommt Maul von Mauth = Zoll, und -tasch, das die nach deutscher Sprechart umgeformte Bezeichnung für das italienische tassa=Taxe ist, Abgabe, Schätzung. Mauttasch müßte demnach der Name heißen. Das l wird sich aber anstelle des th von Mauth des leichteren Sprechens wegen eingeschoben haben. Der Name Maultasch bedeutet demnach also nichts anderes als Zollabgabe, und hat weder mit einem Maul noch mit einer Tasche etwas zu tun.

Der Sitz von Margaretes Vorfahren müßte demnach Schloß Maultasch bei Terlan gewesen sein, bei dem, oder in [S. 6] dessen Nähe früher einmal die Zollstation zwischen Tirol und Italien gewesen sein muß. Die Fürstin lebte aber auf Schloß Tirol bei Meran.

Das Dorf Grins muß im Leben der Fürstin eine große Rolle gespielt haben. Die Eisensulfatquelle, die eine Stunde oberhalb von Grins in den Bergen liegt, und zu jener Zeit weit und breit berühmt war, soll Margarete veranlaßt haben, jedes Jahr „Bad Grins" aufzusuchen. Diese Quelle entspringt einer wilden Tuffsteinfelswand. Früher war ein Schacht zu ihr in den Berg gebaut, in dem es ganz heiß und voll Dampf war. Jetzt ist er infolge Verwahrlosung eingestürzt. Das Wasser fließt trotz mangelhafter Fassung in stets gleicher Konzentration. Heute noch sieht man auf dem Weg zum jetzigen sehr verkommenen Wildbad an zwei verschiedenen Stellen die Spuren und Überreste der damaligen Bäder. Vom älteren sieht man nur noch den geebneten Boden und die fast völlig eingesunkenen Grundsteine in quadratischer Anordnung. Vom jüngeren Bad aber stehen noch mannshohe Mauerreste, aus den gleichen groben Steinen, aus denen auch die Häuser von Grins erbaut sind.

Das Thermalbad hat also Margarete Maultasch bewogen, jedes Jahr mit ihrem Gesinde eine Badereise nach Grins anzutreten. Hiervon gibt die Chronik zwar keine genaue Kunde, auch keine alte Handschrift beweist es, aber die mündliche Überlieferung der Bauern von Grins, die in solchen Fällen zuverlässiger ist als zweifelhafte Urkunden. Mit Stolz sprechen die Grinner noch davon, daß Margarete Maultasch ihr Dorf als Sommersitz auserkoren hatte. Man zeigt noch das Haus, in dem die Fürstin seinerzeit gewohnt hat. Es ist das prächtigste Gebäude des Dorfes. Seine freie Lage, seine großzügige Raumaufteilung und sein ganzes schmuckes Äußeres lassen niemand daran zweifeln, daß gerade dieses Haus der Fürstin als Sommersitz gedient habe. Heute wohnt die wohlhabendste und angesehenste Bauernfamilie von Grins darin. Voll Stolz nennen sich seine Bewohner „die vom Maultaschhaus" oder kurzweg „das Maultaschhaus". [S. 7] Erfüllt vom Bewußtsein der Bedeutung ihres Hauses lassen sie gerne jedermann die uralten Deckengemälde im Gewölbengang des oberen Stockwerks sehen.

Auch andere Häuser in Grins verdanken ihren Übernamen jener Zeit. So heißt das Nachbargebäude des Maultaschhauses allgemein das „Tanzhaus“, und das jetzige Meßnerhaus neben der Kirche das „Kavaliershaus“. Wieder ein anderes langgestrecktes Bauernhaus war früher offensichtlich der Weinkeller der Fürstin Margarete. Man glaubt es ohne weiteres, wenn man die eisigen Kellergänge betritt.

Diese wenigen Hausnamen sagen schon einiges über den Aufenthalt der Margarete Maultasch aus. Sie muß nach allem mit einem Hofstaat von beträchtlichen Größe in Grins residiert haben. Dafür spricht auch die ganze weite Raumanlage des sog. Kavalierhauses. Außerdem müssen Tanzfeste abgehalten worden sein und auch einiges an Wein getrunken, nach den Ausmaßen des Kellers zu urteilen. Kurz, es muß eine durchaus gefällige und fürstliche Hofhaltung inmitten des Hochgebirgsdorfes gewesen sein.

Eine Urkunde soll übrigens vom Badankauf der Margarete Zeugnis geben. Diese Urkunde wird aber teilweise angezweifelt. Sie soll im Archiv von Landeck liegen. Es gelang mir nicht, sie einzusehen.¹

Unser Chronist hat über Margarete Maultasch nichts weiter erzählt, als daß sie zu genannter Zeit in Grins das Bad aufsuchte.

Als nächste erwähnenswerte Tatsache bringt er einiges über den Bau der Arlbergstraße. Hierüber sind die meisten Urkunden vorhanden gewesen, da Grins beim Bau der Arlbergstraße eine besondere Rolle gespielt hat. Unser Chronist schreibt: „Im Jahre 1319 wurde der Bau der Arlbergstraße begonnen.“ [S. 8] Dieser war wohl dringend notwendig geworden, da der Saumweg über den Arlberg im ganzen Mittelalter nicht nur die einzige Ost-Westverbindung in Tirol darstellte, sondern auch den einzigen Nord-Südübergang bildete, denn er führte von Italien über den Reschenpaß zum Oberrheingebiet.

Seit der staatlichen Verbindung zwischen Deutschland und Italien zu Karls des Großen Zeiten hatten Kreuzfahrer, Ritter und Pilger regen Verkehr über die Alpen gebracht. Auch die Handelsbeziehungen zwischen Venedig und dem Oberrheingebiet gaben Anlaß zu unzähligen Saumfahrten. Da stellte der Arlberg die unmittelbare Verbindung her und wurde viel begangen. Er war aber so wenig ausgebaut und so schlecht in Stand, daß er dringend einer Verbesserung bedurfte.

Damals ging der Weg zum Arlberg von Landeck herauf durch das Dorf Grins. Als nun die Straße erneuert und verbessert werden sollte, begann man mit einem Straßenbau im Tal, der Sanna entlang. Die Grinner wehrten sich aufs entschiedenste dagegen. Herrschte doch in Grins regstes Leben und Treiben, das dem Dorf viel Geld einbrachte und seinen Wohlstand begründete. Waffen=Sensen- und Schellenschmiede, Maler, Kupferstecher und sogar ein Glockengießer arbeiteten damals in Grins und kamen zu Verdienst. So meldet uns die Chronik. Durchreisende kauften wohl auch in Grins ein, gingen ins Wirtshaus, um sich nach dem langen beschwerlichen Anstieg nach Grins herauf einen erfrischenden Trunk zu gönnen. Ermüdete blieben über Nacht und wieder andere suchten das berühmte Wildbad auf. Nicht zuletzt mögen soundsoviele sich gerne eine Weile in Grins aufgehalten haben, weil es ein stattliches Dorf, in dem stets viel aufging, war und weil es sich außerdem in landschaftlich herrlicher Umgebung und geschützter Sonnenlage befand. Ganz Grins blühte und gedieh dank seiner Lage am wichtigsten Fernweg Tirols. [S. 9]

Jeder verdiente und konnte Handwerk und Kunstgewerbe leben lassen, indem er Aufträge gab. Besonders die Maler und Maurer müssen damals bessere Zeiten gesehen haben. Dafür

7

sprechen die vielfach bemalten und stuckverzierten Häuser von Grins. Auch die verschiedenen Schmiede müssen reichlich beschäftigt worden sein, nach den vielen geschmiedeten Türklopfen, Aushängeschildern und anderen Kunstschmiedearbeiten zu urteilen.

Das Grins jener Zeit läßt sich wohl ungefähr mit einem bedeutenden und berühmten Verkehrsknotenpunkt unserer Zeit vergleichen. Es lebte von den Fremden, die es aufsuchten und durchzogen. Kein Wunder, daß die Gemeinde Grins sich gegen die Verlegung der Arlbergstraße ins Tal verzweifelt wehrte. Schließlich erreichte sie auch, daß Heinrich, der Landesfürst, ihr bestätigte, der Weg, der einmal über Grins gegangen sei, solle auch fürder über Grins gehen. Im Jahre 1372 ist diese Urkunde von Leopold von Österreich bestätigt worden. Sie lautet:

„Wir Leopold von Gottes Graden Herzog von Österreich, zu Steyr, zu Khärnten und zu Khrain, Graf zu Tyrol Thuen Khund, das Uns die Leith von grins firbracht und Zaigten, unßeres lieben ohams Khünig Heinrich selige von Beham brief, der von Wort zu worten lautet: „Als hirnach geschriben stet, wir Heinrich von Gottes gnade Khünig zu Belgen und zu Pollen Herzoges zu Khärnten und Graf zu Tyrol, bekhennen an disem brief, das wir enntlichen wollen, das der alte landtstrasß und der alte weg, der Einmalen fir Grins gangen ist, das noch für Grins gehe, und nicht fir Wissberg, als lang es unser gnad ist, Wir geben auch unseren leiten gewalt so wann nun das noth ist und den unteren weg fir Wissberg ganzlichen abzulegen" usw.

Die Grinner erreichten also nicht nur, daß der Weg weiterhin nur durch ihr Dorf führen durfte, sondern sie erhielten sogar die Gewalt, den begonnenen Straßenbau im Tal wieder zu zerstören. [S. 10] Aber was halfs den Grinnern? Nach wenigen Jahren - 1335 - wurde der Bau der Arlbergstraße im Tal doch durchgeführt. Da vereinsamten die Gassen in Grins und die Bewohner verarmten. Zwei und mehr Familien mußten in einem Haus zusammen wohnen, Güter teilen und zerstückeln. Die endgültige Verlegung der Arlbergstraße hatte Grins den Todesstoß gegeben und das Dorf verfiel.

Von den Jahren 1338 und 1340/41 erfahren wir aus der Chronik, daß ungewöhnliche Heuschreckenschwärme die „blühenden Gefilde Tirols" verheerten. Der erste Zug dauerte 14 Tage und war so dicht, daß man die Sonne fast gar nicht sah. Der zweite Zug dauerte 21 Tage. 1341 länger als drei Wochen, obwohl die Heuschrecken bei Tag und bei Nacht flogen. Alle drei Züge flogen durch Etschland nach Süden. Zwei Jahre zuvor waren große Gewässer eingetreten.

Eine seltsame Erscheinung muß diese Heuschreckenplage gewesen sein. Ganz unverständlich, daß sie in Tirol aufgetreten ist. Sonst sind solche Landplagen doch nur aus den Tropen bekannt. In der Chronik fehlt jede Stellungnahme und jeder Erklärungsversuch zu dieser merkwürdigen Tatsache.

10 Jahre darauf - um 1350 - hat in Tirol die Pest gewütet. Von ihr schreibt Goswein von Marienberg: „Kaum der 6. Teil der Bewohner Tirols blieb übrig." Alle Ordnung soll sich damals aufgelöst haben, wie das ja meist in solchen Zeiten zu sein pflegt. „Die Einen" - heißt es in der Chronik - „ergeben sich allen Gelüsten, die anderen aber übten große Bußwerke".

Nun wird in der Chronik erst wieder das Jahr 1434 erwähnt. Fast 90 Jahre lang scheint nichts Nennenswertes in Grins und Umgebung vorgekommen zu sein. Im genannten Jahr hat die Gemeinde Grins mit den umliegenden Ortschaften Quadratsch, Pians, Tobadill (auf der

anderen Talseite) Strengen und Giggel an die Baseler Kirchenväter die Bitte gerichtet, daß ihnen zu St. Peter/Nikolaus in Grins ein Kaplan bewilligt werde, der ih-[S. 11]nen die Sakramente reiche, weil ihr Pfarrer nicht mehr bei den Hl. Aposteln Petrus und Paulus zu Stanz sondern lieber in Zams wohne (Zams liegt im Tal), und ihnen dadurch der Besuch des Gottesdienstes, die Erlangung der Taufe und der übrigen Sakramente sehr erschwert und zuzeiten unmöglich sei." Wegen Unkenntnis der Gegend übergaben die Baseler Kirchenväter die Untersuchung der Angelegenheit dem Abt Peter von Marienberg. Konrad Thomä, der damalige Pfarrer in Zams, wollte den Konzilsbeschluß, der Grins einen Seelsorger bewilligte, nicht anerkennen. Nur die Androhung der Exkommunikation zwang ihn anzuerkennen, daß Grins fürder eine eigene Seelsorge habe. Wann der erste Seelsorger in Grins angestellt wurde, ist nicht mehr genau zu bestimmen. Die Chronik berichtet, daß 1436 ein gewisser Bartholomäus Locher aus der Diözese Trient in Grins Kaplan war. Dieser Herr ist erwähnt, weil sein Name durch Urkunden, die infolge eines Streites wegen der Einkünfte entstanden, bekannt geworden ist. Auch im Jahre 1448 fing der derzeitige Pfarrer von Zams mit der Grinner Kaplanei einen Zank wegen der Einkünfte an. Als Schiedsrichter dieses Kampfes werden in der Chronik angeführt: „Herr Vincens, Schiedsrichter zu Wenns, Herr Stephan, Kaplan zu Grins, Herr Christoph Ried, Gesellpriester zu Zams, der edle und feste Gerwig Rotenstein, Pfleger zu Landeck, die ehrbaren und weisen Sigmund Überlein seßhaft zu Hall und Hans Trautmann aus Zams.

Die Grinner und der Pfarrer von Zams sollen mit diesen Herren als Schiedsrichter einverstanden gewesen sein. Das Urteil, das schließlich gefällt wurde, lautet: „Mit beider Teil Wissen, Willen und Gunst: Die von Grins sollen in den Widum von Zams den Kirchenherren und allen seinen Nachkommen zinsen am St. Gallentag 2 Berner gute und gewöhnliche Meranermünz, auch sollen sie verabfolgen für ihn seinen Zehent und sein Widumkorn, wie nach altem Herkommen üblich. Ferner sollen die von Grins mit all ihren Zugehörigen (Ortschaften) alle gewöhnlichen Kreuz-[S.12]gänge nach altem Herkommen machen. Es folgen genaue Angaben, wann und wohin die Prozessionen zu richten sind. Bestätigt wurde diese Urkunde 1449 vom Fürstbischof von Brixen, Johannes Röttl.

„Wann in Grins die erste Kapelle gebaut wurde, ist unbekannt", berichtet die Chronik weiter, „es muß aber schon vor dem Jahre 1434 gewesen sein. Sie hatte auch einen Taufstein. Jedenfalls schon vor 1443. 1439 ist denen, die sie besuchten, ein Ablass verliehen worden. Also muß sie schon gestanden und bekannt gewesen sein.

„Dann wird der Name Friedrichs mit der leeren Tasche genannt, der ja um die Nichtberechtigung dieses Übernamens zu beweisen, das Goldene Dachl in Innsbruck errichten ließ. Auf ihn folgte Siegmund, der Münzreiche (1439-1490). Unter ihm wurden viele Silberbergwerke in Tirol entdeckt. Aber diese Bergwerke waren meist in den Händen von Ausländern, nämlich hauptsächlich Venetianern, mit denen Tirol damals in enger Handelsverbindung stand. Der Berg, zu dessen Fuße Landeck liegt, heißt der Venetberg. Ob sein Name wohl von jener Zeit kommt, da die Veneter in Tirol den Bergbau betrieben? - „Ein Bergwerk, Edelmetall enthaltend", fährt die Chronik fort, „ muß auch in Grins gewesen sein, worauf die allgemein in hiesiger Gegend verbreitete Sage vom Venediger Männlein hinweist." 2

Dies ist jedoch nicht nur wahrscheinlich, sondern auch Tatsache. Die gegrabenen Schachte und Stollen sind heute noch an verschiedenen Stellen der Umgebung von Grins zu sehen, auch zu besteigen, obgleich sie gänzlich verwahrlost und verwildert daliegen. Zwei davon befinden sich im Dorf selbst; der eine unterhalb der gotischen Brücke, der andere unterhalb der „Schmitten" im Tobel, einem Teil des Dorfes, der ganz am Hang liegt. Ein Bauer hat mir

selbst erzählt, wie er vor rund 40 Jahren in einem dieser Stollen noch gearbeitet habe. Damals soll noch Gold gegraben worden sein, aber wohl erfolglos. Die Grinner sagen zwar, daß man etwas gefunden habe, [S. 13] nur so wenig, daß sich ein Ausbauen des Stollens und ein Weiterbearbeiten darin nicht auszahlen würde. Nun, wie auch immer, die Hauptsache ist, daß das Dorf neben seiner Heilquelle auch noch „Silberbergwerke“ von ehedem besitzt. Die Chronik kümmert sich nicht um die weitere Bergwerksangelegenheit. Sie berichtet stattdessen, daß am 15. und 16. Oktober die vergrößerte Kapelle in Grins zur Kirche geweiht worden, 1507 aber erst ausgebaut worden ist. Sie wurde mit dem Gottesacker zusammen vom Weihbischof von Brixen, Konrad Reichardt, zu Ehren des hl. Nikolaus geweiht. Wahrscheinlich wird auch heute darum noch das Nikolausfest so besonders gefeiert, mehr noch als die Heilige Weihnacht.

Im Jahre 1529 wurden die Bestimmungen wegen der Wasserzuteilung für die Wale (Rinnsale) herausgegeben. Es wird dabei genau festgelegt, aus welchem Tobel die Grinner und aus welchem die Stanzer ihr Wasser nehmen dürfen.

Im Jahre 1541 haben in vielen Orten des Oberinntals schon im Januar die Kirschbäume geblüht und im März ist das Getreide reif geworden. Man erntete und baute wieder alles an. Um Mariä Geburt war abermals alles reif. Dafür war aber das ganze Jahr 15RW [vielleicht 1543?] nur Winter und man hat gar nicht aussäen können. So berichtet uns eine alte Chronik, die unser geistlicher Schreiber hier anführt.

Am 12. März kam es zum friedlichen Vergleich wegen des Holzschlags in Graferau zwischen Stanz und Grins. Am 12. Juli des gleichen Jahres war Visitation in Landeck. Der damalige Grinner Pfarrer Caspar Ottentaler ging hin und gab folgendes an: Die Zahl der Beichtkinder sei etwa 700, um Ostern hatten alle gebeichtet, manche wußten die fünf Stücke der Beichte nicht. Die letzte Ölung begehre niemand. Es seien in Grins viele, die lesen könnten, der Widumbau sei „gar baufällig, daß er schier einfallt“. Am 8. November war wiederum Visitation in Grins. Besagter Caspar Ottentaler wurde gefragt, ob jemand ketzerische Bücher habe und ob es keine öffentlichen Aposta-[S. 14]ten gäbe. Da gab er die klassische Antwort, er habe jetzt keine mehr, da sie ihm der Pfarrer von Stanz verbrannt habe. Auch sonst seien ihm keine bekannt. Überhaupt scheint dieser Geistliche ein „aufsässiger Mann“ gewesen zu sein, der seine Gemeinde deutsche Lieder singen ließ und häretische Bücher besaß.

Im Pfarrarchiv von Grins ist von dieser Zeit eine Urkunde vorhanden, welche angibt, daß in Grins zwei Waffenschmiede, Hans Tagwerker und Nikolaus Krismer, gearbeitet haben.

Aus den Ergebnissen der Visitation von 1608 scheint die Klage des Pfarrers, daß die „Fastnachtbacchanalien“ noch am Aschermittwoch fortgesetzt würden, das Wichtigste. Außerdem war die Zahl der Beichtkinder auf 800 gestiegen.

Das Jahr 1628 war ein nasses, unfruchtbares Jahr. Der Getreidepreis stieg ungeheuer. Im Jahr 1630 schneite es um Jakobi schon so stark, daß alles Vieh von den Alpen abgetrieben werden mußte. Mit dem Jahr 1632 begannen erst wieder die fruchtbaren Jahre.

1632 wurden die Glocken für den Kirchturm in Grins gegossen. Unser Chronist schreibt folgendes darüber: „Wann der Turm erbaut wurde, kann nicht angegeben werden, jedenfalls stand er schon im Jahre 1434. Curat Schrott meint sogar, daß er schon zur Heidenzeit gestanden habe. Nach den Aufzeichnungen jenes Schrott wurde die große Glocke, sowie auch die darauf befindliche Inschrift auf dem Kirchplatz in Grins gegossen und geweiht. Alle die fünf ehrwürdigen Glocken sind am 1. November 1874 durch den Turmbrand geschmolzen.“

An jenem Unglückstag fand in Grins am Vormittag eine Prozession statt. Fast alle Erwachsenen gingen im Umzug mit. Währenddessen waren im sog. Stagglhaus im Innerdorf mehrere Kinder sich selbst überlassen. Ein vierjähriges Mädchen spielte in der Tenne mit Zündhölzern. Das Gebäude geriet in Brand und das ganze Stagglhaus mit Nebengebäuden desgleichen. Die Flammen griffen auch auf alle Nachbarhäuser über bis zur Kirche und legten alles in Asche. Es muß eine furchtbare Katastrophe ge-[S. 15]wesen sein, denn es war ein großer Teil des Dorfes, der damals in Flammen aufging.

„Im Herbst 1635 rückten 10 000 Mann kaiserliche Truppen in Tirol ein und lagerten sich im Vintschgau und im Inntal“, erzählt die Chronik weiter. Nachdem dieselben, um das Veltlin in der südlichen Schweiz zu erobern, nach Worms (= Bormio) an der italienischen Grenze gezogen waren, wurden sie von den Franzosen, mit denen Österreich damals Krieg führte, geschlagen. Die zurückkehrenden kaiserlichen Truppen ließen ihren Groll über die Niederlage an den armen Bewohnern des Inntals aus und plünderten Ober- und Unterinntal gänzlich aus. Zudem schleppten sie die Pest ein. Im Jahre 1636 wütete sie auch in Grins, wie schon 1594 die „leidige Sucht“ und forderte viele Opfer. Deswegen war in einiger Entfernung von der Kirche ein eigener Pestfriedhof angelegt worden. Noch erinnert das Pestkreuz am Hang an das Jahr und zeigt die Stelle, wo der Friedhof ehemals gewesen sein muß. Die Gemeinde Grins weigerte sich auch nicht, die Pestleichen der Pianner zu beerdigen und schickte jedesmal ihren Leichenwagen hinunter. 1656 verlangten die Pianner einen eigenen Pestfriedhof, der ihnen auch vom Pfarrer in Zams zugestanden wurde. Er wurde beim Margaretenkapellchen am Piannerhügel zwischen Stanz [richtig: Pians!] angelegt und geweiht.

Im Jahre 1639 ist die sog. gotische Brücke erbaut worden, die das Außerdorf mit dem Innerdorf verbindet. Sie wurde an Stelle der alten baufälligen Römerbrücke gebaut.

Um 1655 war in Grins bereits eine Schule, denn in der Jahrtagsstiftung der Katharina Gramaiserin und Peter Weißkopf vom Jahre 1655 wird der Schullehrer erwähnt. Wann jedoch die Schule errichtet wurde, ist unbekannt.

Um diese Zeit werden auch zwei Hexen genannt. Über Art und Wesen ihrer hexenhaften Tätigkeit wird aber nichts berichtet. Ebenso deuten keinerlei Angaben auf die Ausdehnung und die Dauer des Hexenglaubens in der Gegend von Grins hin.

2. Chronikteil

Berta und Lisbeth Mund im Jahr 1940

Das Jahr 1685 ist in der Grinner Kirchenchronik eigens erwähnt. Damals wurde nämlich der Widum (Pfarrhaus) neu erbaut. Es ist dasselbe Gebäude, das heute noch steht. Es ist ein großes, recht stattliches Haus und offenbar viel größer als der alte Widum, denn auf dem Bauplatz des neuen Hauses standen ehemals 3 Bauten, der alte Widum, ein Privathaus und eine Schmiede. Weil in der damaligen Zeit die Schmiede in Grins nicht entbehrt werden konnte, wurde sie in das heute noch vorhandene Schellenschmiedehaus verlegt.

Es folgen, da der Chronist ja selbst Geistlicher war, noch genaue Angaben über das Wasserrecht des Pfarrers. Die weitverbreitete Oberinntaler Walwirtschaft ging auch den geistlichen Herren an. Nur zu ganz bestimmten Tagen und Stunden durfte er, wie jeder Bauer,

die Flut aus dem allgemeinen Wal in seine Wiesen leiten und sie damit bewässern. - Nebenbei steht vermerkt, daß Tirol 1665 wieder unter das österreichische Kaiserhaus kam.

Lange Zeit findet der Chronist nun nichts Mitteilenswertes mehr. Er verzeichnet nur, was ihm als geistlichem Schreiber wichtig ist, gegen Ende des Jahrhunderts den Bau des Antoniuskapellchens in Quadratsch, dem kleinen, Grins eingemeindeten Ort, der am Hang des Wiesbergs liegt.

Erst das neue Jahrhundert bringt wieder politische Ereignisse: Im Jahre 1703 fiel der mit den Franzosen verbündete bayrische Kurfürst Max Emanuel in Tirol ein. Am 1. Juli fand der Kampf der Oberinntaler mit den Bayern an der Pontlatzbrücke statt, an dem sich auch die Gemeinde Grins beteiligte. Die Pontlatzbrücke, die eigentlich erst später, durch die Napoleonischen Kriege berühmt geworden ist, liegt von Landeck aus innaufwärts, im sogenannten „Obergericht“, zwischen den Orten Prutz und dem Neuen Zoll. Bei diesem Kampf, meldet der Chronist, sei nur ein einziger der Tiroler gefallen.

Wieder kommen friedliche Jahre. Unkriegerische, örtliche Ereignisse stehen in der Chronik. So wird 1712 eine Orgel in der Kirche [S. 2] gebaut. Teile von ihr sind noch an der heutigen Orgel. In erster Linie ist es sicherlich das Schnitzwerk, das noch erhalten blieb. Es ist prachtvolle Barockarbeit in Weiß und Gold, nur hier und da neu ergänzt. Ich habe die Orgel oft selbst gespielt und kenne sie gut, auch vom Aussehen. Über der Orgelbank wölbt sich eine riesige Muschel, unter der sitzt man wie ein Heiliger in einer Nische. Die Pfeifen wachsen aus einer wahren Verbrämung von Rocailles und Schnörkeln hervor, die ihrerseits doch wieder maßvoll gebändigt ist.

Die Jahre 1740 und 1741 stehen als Naßjahre [Mißjahre? Die ersten drei Buchstaben sind unleserlich, da jeweils übertippt; es könnte Hif, Huf heißen, was aber alles keinen Sinn gibt.] verzeichnet. In dem ohnehin nicht reichen Land, das damals noch völlig auf seine eigenen Erzeugnisse angewiesen war, brach eine große Hungersnot aus.

Um dieselbe Zeit trat die Königin Maria Theresia ihre Regierung an. Unter ihrer Regentschaft soll es in dem nahen Flecken Landeck eine Fabrik gegeben haben. Wo sie gestanden haben soll, ist unbekannt, ebenso, wozu sie gedient hat.

1755 wurde die alte Kirche etwas restauriert. Im gleichen Jahr wurde der Chor der Larchkapelle am Wiesberg errichtet und die erste heilige Messe dort gelesen. Die Larchkapelle hat ihre Bedeutung durch die Sage vom Mord am Hohen Larch erlangt. Sie steht an einem einsamen, fast unheimlichen Ort. Ringsum eingeschlossen von dichtem Hochwald, liegt sie an einer steilen Lichtung, genau einer Biegung des jenseitigen Bergzuges gegenüber. Man hat daher nur ganz beschränkte Aussicht auf die Ecke des gegenüberliegenden Berges. Nach rechts, links und unten verwehren die riesigen Wettertannen [es sind eindeutig Fichten!] den Blick. Alle bekannten Spitzen, die an sich so nahe sind, sind nicht zu sehen, als wären sie nicht vorhanden. - An solcher Stelle steht das Kapellchen. Es ist ein nicht recht geheurer Ort. Diebe und Kirchenräuber treiben dort ihr Wesen. Wie oft schon war das kleine eiserne Gitter vor dem Altar gewaltsam erbrochen, die heiligen Gefäße, Figuren, ja selbst die Madonna stahlen die Strolche. Man macht zwar immer wieder ein neues und stärkeres Schloß vor das Gitter, aber [S. 3] das Kapellchen liegt zu einsam, als daß es dadurch dauernd vor Raub geschützt werden könnte. Niemand kommt des Nachts hin, und die Diebe können ungestört arbeiten.

1772 herrschte in Grins eine gefährliche Krankheit, die aber nicht weiter gekennzeichnet ist. Immerhin sollen ihr viele Leute zum Opfer gefallen sein.

„1778 begann der Bau der gegenwärtigen Pfarrkirche, die eine Perle des Rokokostils ist.“ So schreibt der Chronist. Er konnte noch so schreiben, leider, denn heute ist sie es nicht mehr. Zwar hat man die Architektur und die Fresken des Innenraumes unverändert gelassen, aber die schönen Barockaltäre sind durch stilfremde neue Renaissancealtäre ersetzt worden und nur die bewegten, ausdrucksvollen Figuren zu ihren Seiten erinnern noch an die früher so einheitliche Schönheit.

Viele Grinner haben mitgeholfen, das Kunstwerk zu schaffen. Der Bauplan ist von dem Baumeister Franz de Paula Weißkopf, das Altarbild, das heute noch erhalten ist, malte Franz Pig, der spätere Hofmaler, und vom Bildhauer Alois Auer ist eines der schönen lebensgroßen Kreuzfixe in der Grinner Kirche. Noch heute kann die Kirche als Sehenswürdigkeit gelten, wenn sie auch durch den Verkauf der ursprünglichen Altäre den Reiz der Einheitlichkeit verloren hat und keine Perle des Barock-Rokokostils mehr ist. Sie wurde 1788 durch den Fürstbischof von Brixen zu Ehren des heiligen Nikolaus geweiht.

Zu Beginn des Jahres 1799 stand in Landeck ein Bataillon Soldaten: 10 000 Italiener unter General Nobili und offenbar auch Österreicher. Es war ja das Jahr, in dem sich alle möglichen Staaten Europas zusammenschlossen, um gemeinsam gegen den Eroberer Napoleon zu kämpfen. Schlachten fanden im Oberinntal jedoch nicht statt, hier hatten sich nur die Truppen der beiden Länder vereinigt. [S. 4] Im selben Jahr war eine reiche Getreideernte.

1805 brach neuerdings der Krieg mit den Franzosen und den ihnen verbündeten Bayern los. Nach dem Fall der Festung Scharnitz rückten die Franzosen ohne jeden Kampf durch das Oberinntal und den Vintschgau nach Meran vor. Am 6. Dezember, am Nikolaustag, verließen sie zwar Tirol, aber schon am 3. waren die Bayern in Tirol eingerückt. Nun half alles nicht mehr. Im Frieden von Preßburg wurde Tirol am 2. Weihnachtstag an Bayern abgetreten.

„König Max von Bayern wollte den Tirolern ihre Freiheit lassen und sie gut behandeln“, erkennt der Chronist an: Allein die von Napoleon bestimmte Kriegsschuld, die sich auf 9 Millionen Franks belief, erließ er ihnen vollständig. Auf den bayrischen Minister Montgelas allein wälzt er die Schuld von den unliebsamen Militäraushebungen.

1809, im selben Jahr, in dem sich die Österreicher erhoben und unter Erzherzog Karl Napoleon bei Aspern schlugen, wurden auch die Bayern wieder aus Tirol vertrieben. Man setzte eine provisorische kaiserliche Regierung ein. Aber im Juli rückte trotz des Friedens von Znaim, der solche Zwischenfälle nicht vorgesehen hatte, Lefebre an der Spitze des 2. Armeekorps in Verbindung mit bayrischen, sächsischen und anderen süddeutschen Hilfstruppen in Tirol ein, während das österreichische Heer gerade das Land verließ. Mit 8000 Mann soll der Feind damals eingerückt sein.

Da erhoben sich die Tiroler unter Andreas Hofer und seinem Freund und späteren Adjutanten, dem Holzhacker Speckbacher. Was für redliche, volkstümliche Männer waren die beiden. Wie einfach, klar, kurz und doch alles enthaltend ist die Rede, die Andreas Hofer an seine Bauern hielt, die in Innsbruck heute noch unter den Lauben des Gasthauses zum goldenen Adler zu lesen ist:

„Grüäß Enk Gott, meine lieben s'brucker. Weil Ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin ich halt da. Es sei aber no viel [S. 5] andre da, die koane s'brugger san. Alle, die unter

meine Waffenbrüder sein wölln, dö müaßn für Gott, Koaser und vaterland als tapfere, rödle und brave Tiroler streiten, dö aber dös nit tun wölln, dö solln ham gian, I rot's Enk; und dö mit mir ziehn, dö solln mi nit verlassn, I wer Enk a nit verlassn, so wahr i Andre Hofer hoabß. Gsagt hob I Enks, gsöööchen hobts mi, b'hüt Enk Gott!"

Ein Stück der Chronik, das von den Kämpfen unter Andreas Hofer erzählt, will ich nun wörtlich anführen, weil es in unnachahmlicher Weise die Art des damaligen Kriegführens bezeichnet, die trotz ihrer Grausamkeit teilweise Gemütlichkeit und einen fast familiären Ton mit einbezieht.

„Eine Abteilung kam am 7. August 1809 in Landeck an. Andreas Hofer hatte unterdessen schon den oberen Vintschgau und die Mannschaften von Prutz aufzubieten versucht, auch im Stanzer- und Pazanuntal und in Landeck. Landeck und Imst weigerten sich aber, an einem neuen Aufstand teilzunehmen. In Prutz sammelten sich wohl einige Schützenscharen, doch zerstreuten sie sich wieder, auf Anraten des Wirtes Zangerle. Da kam ein Bauer aus Ried in Zangerles Wirtshaus gelaufen und sagte, der Feind werde bald erscheinen. Der Feind war auch wirklich am 8. August mit 1400 Mann unter Leitung Burscheidts und Vaseraus gen Süden aufgebrochen und kam nachmittags um 2 Uhr über die Pontlatzbrücke, mit 2 Geschützen. In allen umliegenden Dörfern läutete es Sturm. Schon hatte der größte Teil der Feinde die Pontlatzbrücke passiert, als auf den noch übrigen Teil an der beinahe 500 Fuß hohen Felswand am rechten Innufer eine Steinbatterie, die schon früher auf Hofers Befehl errichtet worden war, herabstürzte, losgelassen von weiblichem Dienstpersonal. Die Steinbatterie schleuderte das eine feindliche Geschütz, einen Sechspfünder und einen Pulverwagen, in den Inn. Ein Teil der Mannschaft wurde verwundet und getötet. Von allen Seiten kamen nun die „Landstürmer“ heran. Es war indessen Nacht geworden und die Feinde wollten nach Landeck zurück. Als sie abermals die Brücke passieren [S. 6] wollten, donnerte eine zweite, noch viel größere Steinbatterie auf sie hernieder und füllte die Schlucht mit Felsstücken, Bäumen, Toten, Verwundeten, Pferden und zertrümmerten Wagen in gräulichem Durcheinander.“

So weit die Chronik. - Das Wasser des Inn soll dazumal ganz blutigrot gewesen sein, so groß war die Zahl der Verwundeten und Toten. Heute noch erzählt man sich das. Nach dem Kampf an der Pontlatzbrücke war die Verbindung zwischen den beiden Abteilungen gänzlich abgeschnitten. Am anderen Tag ritten die beiden feindlichen Befehlshaber, ihre weißen Sacktücher als Zeichen der Ergebung schwingend, zu den Tirolern und riefen ihnen zu: „Wo ist Euer Anführer?“ Die Tiroler riefen: „Wir haben keinen!“ Die Offiziere baten um freien Rückzug für sich und ihre Truppen. Der wurde ihnen aber nicht gewährt. Sie sollten sich unbedingt ergeben, meinten die Bauern. Jubelnd stürzten sich die Tiroler nun in das feindliche Lager, denn sie meinten, die anderen hätten sich schon ergeben. Das hätte verhängnisvoll werden können, aber die bayrischen Soldaten, denn solche waren die Feinde, mochten es ebenso verstanden haben und legten ihre Gewehre ab. Die Tiroler machten zahlreiche Gefangene, 700 Fußsoldaten und 150 Reiter, gegen 200 der Feinde waren gefallen, der kleine Rest hatte sich bis Landeck durchgeschlagen.

Am selben 9. August, während der blutige Kampf an der Pontlatzbrücke stattfand, hatten sich auch die Bauern um Landeck, die Paznauner und Stanzertaler, unter ihnen auch die Grinner, erhoben. Major von Büllingen, der sich mit der zurückgelassenen Besatzung in Landeck vereinigte, wurde schon hier von ihnen angegriffen. Kaum hatte er sich bis Zams, das wenige Kilometer hinter Landeck liegt, durchgeschlagen, so geriet er schon wieder unter das heftigste Feuer der Bauern von Zams und dem benachbarten Schönwies. Das Inntal ist hier jedoch schon breiter, der Kampf konnte nicht mehr so [S. 7] verhängnisvoll werden wie an der

Pontlatzbrücke, bei der beide Flußufer steil und felsig aus dem Wasser emporsteigen und kein Entrinnen mehr möglich ist. Trotzdem muß es ein äußerst verlustreicher Zug gewesen sein, denn als die Feinde endlich Imst erreichten und von hier aus weiter über Nassereith nach Telfs und Zierl eilten, wurden sie in allen Dörfern angegriffen. Außerdem folgten ihnen die Schützen aus dem Oberinntal und dem Vintschgau bis Hötting, das sie am 11. August erreichten. Am 13. August wurde die große Schlacht am Berg Isel geschlagen. Da sandten die Tiroler Steinbatterien ins Tal hinab, eine Taktik, mit der sie bei all ihren Kämpfen stets den größten Erfolg hatten. Die Oberinntaler allerdings, die unter Marbergers Führung standen, wurden an dem Tag von Hötting bis Kranewitten, das sind etwa 8 - 10 km, zurückgeschlagen. Am 14. August endlich räumte der französische Marschall die Hauptstadt und das Land Tirol. Da war der Siegesjubel der Tiroler groß. Ganz feierlich, mit Fahnen- und Kreuzträgern zogen die Oberinntaler und die Vintschgauer rosenkranzbetend in Innsbruck ein. Sie haben sich daselbst aber nicht gut aufgeführt. Laut Chronik haben sie gestohlen und mitgenommen, was sie fanden. Sie sollen auch „gelodert“ haben. Aber das duldet Hofer nicht: „Lodern gibt's nicht, g'heirat wird“, hat er gesagt. Soviel ich weiß, wurde dieser Mahnung auch gefolgt.

Andreas Hofer war nun Kommandant von Tirol. In Innsbruck wohnte der bescheidene Mann im goldenen Adler, wo er täglich für 30 Kreuzer aß. Um dem Staat nicht zu teuer zu fallen, soll er seinen Wein eigens von zuhause haben kommen lassen. - Viele Bilder und Gegenstände im Ferdinandeum zu Innsbruck erinnern noch an die Kämpfe jener Zeit und den Helden Andreas Hofer. Da gibt es zahlreiche zeitgenössische Bilder von ihm, in Wachs, auf Leinwand und Papier; Dinge, die er um sich hatte, seine Flinte, seine Tabaksblater, sein Leibriemen, seine Schärpe sind unter Glas zu sehen und sind ein Zeugnis dafür, was für ein schlichter, volkstümlicher Mann der [S. 8] berühmte und tapfere Hofer gewesen ist.

Das österreichische Heer aber wurde nun in der blutigen Schlacht bei Wagram geschlagen und den Tiroler nützte ihr Erfolg nichts mehr. Im Frieden von Wien kam ihr Land wieder an das Haus Wittelsbach. Die Bayern rückten unter General Wrede in Tirol ein und bereits am 13. November 1809, also im selben Jahr, als sie am Berg Isel so glanzvoll gesiegt hatten, stand der bayrische General Rehberg mit seinen Divisionen in Landeck. Die Tiroler wollten sich nicht unterwerfen. Erst als der General Raglowich daraufhin sein Hauptquartier in Landeck aufschlug, ergaben sich die Stanzertaler und mit ihnen die Paznauner. In anderen Täler wurde vor der Unterwerfung noch erbittert gekämpft.

Wieder wurden Soldaten für Napoleon ausgehoben. Eine Tafel an der östlichen Kirchenmauer von Grins gibt heute noch davon Zeugnis. Wenn man den verwitterten, kleinen Blechschrein mit dem kunstvoll geschmiedeten Dächlein öffnet, so sieht man das Halbbild eines schönen bayrischen Offiziers in verblichene, rissig gewordenen Farben. Er hält die Hand am Degen, der typisch bayrische Helm liegt neben ihm. Darunter steht etwa folgendes: „Hier ruht der bayrische Major Ritter von Schönföbl, geb. in Grins, gestorben in München. Er focht in den Treffen zu Straßburg, Leipzig, Hühningen.“

Dieser Mann, der eigentlich Schimpföbl hieß, wie die heute noch im Dorf lebende Familie, kam nach der damaligen Aushebung in ein bayrisches Regiment und wurde wegen besonderer Tapferkeit in den Adelsstand erhoben. Da genügte freilich der Name Schimpföbl nicht mehr, es wurde ein Ritter von Schönföbl daraus. Über sein Leben habe ich nichts erfahren können, obwohl es sicherlich sehr erlebnisreich gewesen ist.

1814 wurde Tirol durch den Beschluss des Wiener Kongresses wieder österreichisch. Im selben Jahr war der Sommer kalt und unfruchtbar. Da setzte eine große Teuerung ein: ein Streichmaß Gerste kostete 18 fl. Auch in den Jahren 15 und 16 gedieh kein Mais, der [S. 9] in

Tirol doch seit alter Zeit ein Hauptnahrungsmittel ist. Die Not stieg. Die armen Gebirgler müssen damals schlimme Zeiten mitgemacht haben. In jene Jahre fällt wohl die Erzählung eines Grinner Bauern. „Vor mehr als hundert Jahren“, so beginnt sie, „war in Grins Mißernte, Teuerung und Hungersnot. Ein reicher Junggeselle, ein gewisser Starjakob, kaufte damals alles Getreide aus der Umgegend. Niemand wußte, wofür, denn es war weit mehr, als er selbst brauchen konnte. Als nun der Winter kam und die Not aufs äußerste stieg, gingen einige Leute in ihrer Not zu ihm, weil sie von seinen Vorräten wußten. Der Starjakob fragte: „Habt Ihr Geld?“ Wie die Leute das verneinten, machte er es gerade umgekehrt als ein Kaufmann, er sagte: „Ja, kommt nur, ich will euch geben!“ Wenn reiche Bauern kamen und zahlen wollten, so schickte er sie fort und sagte: „Geht nur woanders hin. Für Euer Geld bekommt Ihr überall noch etwas!“ So hat er sein Hab und Gut nicht nur freigebig, sondern zugleich klug und gerecht verteilt. Er hat Grins in den Hungerjahren sein ganzes Vermögen geopfert. So ist im Dorf kein einziger Hungers gestorben während es an anderen Orten schlimm stand.

Im Jahre 1817 lag am 24. April noch soviel Schnee, daß man die Zäune nicht sah. Dabei hat das Dorf Südlage und ist gewöhnlich schon im März aper. Aus der späten Schneeschmelze wurde aber keine Katastrophe, ja es scheint, als habe das viele Wasser den Grinnern nur die vielen Bewässerungsarbeiten im Frühsommer abgenommen. Das Wetter wurde warm und schön und die Ernte soll außerordentlich gut gewesen sein. Damit ließ auch die Teuerung nach.

Im Winter 1817 löste sich eine gewaltige Schneelawine vom Parseier und fuhr über den Fallshügel, der unmittelbar über dem Dorf liegt, hinab. Sie sprengte die verriegelte Kirchentüre auf und verbog dabei die mindestens eineinhalb Zoll dicken Eisenspreißer. Der Turm wurde abgedeckt. Seitdem hat die Grinner Kirche [S. 10] den gedrungenen, stilwidrigen Spitzturm, der ihr sonst so stattliches Äußeres verunziert. Die Lawine hatte nicht ihren gewöhnlichen Weg ins Tobel genommen. Es gehen ja alljährlich viele Lawinen nieder, aber man kennt genau die Rinnen, durch welche sie gehen und keines der jahrhundertealten Dörfer ist an gefährdeter Stelle angelegt. Auch die Grinner sind sicher, denn jede der Lawinen stürzt am Ende mit Sicherheit in einen der beiden Tobel, zwischen denen die Häuser liegen. Da können sie keinen Schaden mehr anrichten. In der tiefen kühlen Schlucht verwandeln sie sich ganz gewöhnlich in harmloses Schmelzwasser. Diesmal hatte die Lawine offenbar einen neuen Weg genommen, aber das war eine Ausnahme.

Unverständlich ist mir nur, wieso die Lawine das Pfarrhaus und das Kavaliershaus, die der Kirche gegen den Berg hin vorgelagert sind, unversehrt ließ. Wenn man das heute den Grinnern vorstellt, so erwidern sie, es sei eben der Luftdruck gewesen, der den hochragenden Kirchturm gestürzt habe, während er den niedrigeren Häusern keinen Schaden zuzufügen vermochte. Das mag sein, aber wie konnte der Luftdruck die Kirchentüre sprengen, die doch noch weniger hoch ist als die beiden unversehrten Häuser? Gerade diese Tatsache steht in der Chronik ausführlich vermerkt.

Menschen wurden bei dem Unglück nicht verletzt. Aber wie mögen sie geschaut haben, die Grinner, als sie den Schaden sahen? Der Turm war abgedeckt, die Kirchentür geöffnet und verbogen. Aufsprengen hatte sie es wohl können, das Gotteshaus, aber eindringen nicht. Der Herr behütete seine Wohnung und sorgte dafür, daß die Grinner ihre Kirche behielten, wenn sie schon keinen Turm mehr haben sollten. Und niemand zu Schaden gekommen! Gelobt sei Jesus Christus! Damals war man noch fromm.

Ein ähnliches Lawinenunglück soll nach einer Volkssage um 1650 schon einmal die Kirche getroffen haben. Man erzählt sich, daß die Lawine dazumal nicht nur den Turm zerschmettert, sondern sogar [S. 11] den Turmknauf bis auf die andere Talseite in den Tobadiller Wald geschleudert habe. Das klingt recht märchenhaft. Der Luftdruck einer Lawine mag ja recht stark sein, aber er vermag doch nicht, einen schweren Turmknauf wie eine Kanonenkugel kilometerweit zu schießen.

Das Jahr 1843 brachte einen anfangs sehr trockenen, schneefreien Winter, erst mit dem Neujahrstag setzte ein heftiger Schneefall ein, der fast ununterbrochen bis Mariä Lichtmeß andauerte. Da türmten sich gewaltige Schneemassen auf den Bergen ringsum und mächtige Lawinen rollten nieder. Aber keine wich diesmal von dem gewohnten Weg ins Tobel ab. Noch eine zweite Naturkatastrophe fällt auf das Jahr. Die Chronik berichtet hierüber: „Am Jakobitag dieses Jahres brach über dem Rennfeld und Stanz ein fürchterliches Gewitter los, wie man seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Um 2 - 3 Uhr war es beinahe Nacht. Der Hagel fiel so dicht, daß man ihn anderntags mit Schaufel und Karre fortführen mußte.“ Die meisten und die fruchtbarsten Äcker der Grinner Bauern liegen auf dem Rennfeld, das bei seiner geschützten Südlage und seiner sanften Neigung eine ideale Anbaufläche darstellt. Der Schaden mag darum nicht gering gewesen sein, wenn darüber auch weiter nichts erzählt wird.

Was für eine unglückliche Zeit erlebten die Stanzertaler damals. Mit dem Krieg 1799 begann es und über ein Jahrzehnt kamen die Leute nicht zur Ruhe. Immer wieder waren Krieg und Kämpfe im eigenen Land, fremde Herrschaft, Einquartierung und Militäraushebungen. Selbst der Sieg unter Andreas Hofer brachte den Leuten nicht den ersehnten Frieden. Da wurde 1814 endlich wieder Ruhe im Lande, man glaubte allmählich wieder wie früher leben zu können. Aber schon das nächste Jahr brachte Mißernte, Teuerung und Hungersnot, die sich über 2 Jahre hinzog. Danach kam das Lawinenunglück [12] und in späteren Jahren die beiden anderen Naturkatastrophen. Die Grinner haben damals kein leichtes Leben gehabt.

Lange Zeit wird nun nichts mehr berichtet. Selbst der deutsch-österreichische Bruderkrieg 1866 scheint die kleine Gemeinde im Stanzertal völlig unberührt gelassen zu haben. Erst aus dem Jahr 1875 wird wieder ein neues Unheil gemeldet. Ein gewaltiger Brand brach auf dem Kirchplatz aus, angesteckt von einem spielenden Kind. Das Pfarrhaus und das Kavaliershaus wurden vom Feuer beschädigt, konnten aber wieder ausgebessert werden. Man sieht ihnen das heute noch an. Die Flammen ergriffen damals aber auch den Kirchturm und die schönen 1632 gegossenen Glocken, um welche die Grinner einst so erbittert gekämpft, schmolzen in der großen Hitze. Zwar wurden wieder neue Glocken beschafft, aber sie klangen lange nicht so voll und schön wie die alten, die eben ein besonderer Meister gegossen hatte, und sie waren auch nicht so weit zu hören.

Im Jahre 1883 übergab Franz Josef die Eisenbahnlinie von Innsbruck bis Landeck dem Verkehr. Danach wurde die noch fehlende Strecke über den Arlberg in Angriff genommen. Mit dem Bahnbau kamen auch italienische Arbeiter in die Gegend. Aber die „Welschen“ waren nicht beliebt. Man rief ihnen „Zallifresser“ nach (Zalli = kleines Vöglein). Die braven Tiroler haben sich offenbar darüber erbittert, daß die Italiener Singvögel fingen und brien, obschon ich in der Gegend gar keine Vögel wüßte, da sie von den zahlreichen Katzen geholt werden. Der Spottruf wird wohl nur dem Bestreben, den „Welschen“ etwas anzuhängen, entsprungen sein. Als die Arlbergbahn gebaut wurde, mag mancher Grinner, der sonst Jahr für Jahr im Sommer zur Arbeit auszuwandern pflegte, auch einmal daheim Verdienst gefunden haben. Trotzdem bedeutete der Bahnbau den letzten und härtesten Schlag für das Dorf.

Schon seit dem Mittelalter hatte Grins seine einst so bedeu-[S. 13]tende Stellung verloren, Krieg, Hungerjahre und Katastrophen hatten es geschwächt und nun gab der Bau der Arlbergbahn dem Namen des Ortes endgültig den Todesstoß. Bisher hatten wenigstens die Dörfer an der Landstraße ihren Tribut von den Durchreisenden erhalten und auch auf Grins, dessen Heilquelle berühmt war, war immer noch ein Teil davon abgefallen. Nun aber war es für immer damit vorbei. Die Leute fuhren jetzt in den schnellen, eisernen Wagen über die Schienenstrecke des Arlbergs und sahen von dort aus kaum mehr das Dorf mit seiner stattlichen Kirche am Berg oben liegen. Wenn auch der Fremdenverkehr noch etwas einbrachte, so war es doch gar kein Vergleich mehr gegen früher, wo die Reisenden noch auf die Dörfer angewiesen waren und wohl oder übel dort essen, übernachten und zahlen mußten. Grins war nur noch ein einsames Gebirgsdorf, dessen Bewohner sich allein vom Ertrag ihrer Äcker- und Viehwirtschaft durchbringen mußten. Nur die Erinnerung an die früher so glanzvollen Zeiten umgab die immer noch prächtigen, aber etwas verwahrlosten Häuser mit einem gewissen Gloriolenschein.

Die Chronik bringt nun auch keine geschichtlichen Ereignisse mehr. Nur kleine, örtliche Begebenheiten zählt sie auf. Da wurde 1885 die Augsburger Hütte unter dem Gatschkopf gebaut, im Jahr darauf ein neues Schulhaus, während das alte Armenhaus wurde. Um diese Zeit ereignete sich auch ein Brand im Außerdorf, der wiederum von einem Kind verursacht wurde. Zwei Jahre nach dem Bau wurde die Augsburger Hütte von einer Lawine zerstört. Im nächsten Jahr baute man sie wieder auf, an einer neuen lawinensicheren Stelle. Der zweite Platz hat sich besser bewährt als der erste, die Hütte steht heute noch unbeschädigt. 1898 wurde die Kirche renoviert. Dabei wurden die schönen alten Barockaltäre verkauft und durch schlicht-geschmacklose Renaissancealtäre ersetzt, denen nur die barocken Statuen und Puttchen, die man von der früheren Herr-[14]lichkeit beibehielt, einen künstlerischen Anstrich geben. Das Deckenfresko aber, die Betbänke, Beichtstühle und vor allem die prunkvolle Orgel und die Emporen ließ man unberührt. Darum ist die Kirche heute noch eine kleine Sehenswürdigkeit.

Am 3. September ¹⁹⁰³ brannte in Grins zum 1. Mal elektrisches Licht. Es wurde dem Dorf umsonst zur Verfügung gestellt als Dank dafür, daß die elektrische Leitung durch das Gemeindegebiet laufen durfte.

Im Jahre 1905 brach über Grins wieder ein schweres Unwetter nieder. Doch wurden 5 % des Schadens aus dem Notstandskredit des Staates ersetzt. Im selben Jahr errichtete der Schmiedemeister Landerer eine Fortbildungsschule in Grins. Schließlich ereignete sich im November noch ein Mord. Er wurde im „Loch“ verübt, jenem seither verrufenen Teil des Dorfes, dessen Häuser wie Schwalbennester dicht unter steilen Felsen hängen, dessen Straße schließlich in die tosende Tobelschlucht mündet. Aus Trunksucht und Geldgier hat ein Bursche seine alte Mutter erschlagen. Mit dieser sensationellen Geschichte schließt die Grinner Chronik.

In den Jahren von 1900 bis zum Weltkrieg nahm Grins wieder einen gewissen Aufschwung. Es kamen Fremde, auch viele Maler, um hier ihre Sommerfrische zu verbringen. Und weil es ein gutes Gasthaus gab, empfahl jeder das Dorf weiter. Schließlich bot ja auch die Landschaft und das Dorf selbst viele Reize. Damals kam auch unsere Familie nach Grins. Nachdem sie mehrere Sommer dort zugebracht hatte, baute meine Großmutter ein Haus am Rande des Eichis. Wieder fanden die Grinner Maurer und Zimmerleute Gelegenheit, den Sommer über in der Heimat Verdienst zu finden. Auch der Baumeister wurde aus dem Dorf genommen. Im Jahre 1909 wurde das Haus fertig und der Grinner Pfarrer weihte es. Man hätte es meiner Großmutter nie verziehen, wenn sie das unterlassen hätte, waren doch im Dorf schon einige

Stimmen laut geworden, die behaupteten, das Unglück werde nun über Grins hereinbrechen, weil man die [S. 15] „Lutherischen“ hereingelassen habe. Aber diese Meinung hielt sich nicht lang. Die Stadtkinder und die Bauernkinder hatten sich längst miteinander befreundet und auf dem Bau wurde die Freundschaft noch befestigt. Im Weltkrieg hat sie sich bewiesen und bewährt.

Der Weltkrieg riß viele Lücken unter den Dorfbewohnern. Tirol mußte besonders viele Opfer bringen. In jedem Haus fehlte mindestens einer und es war kein ungewöhnlicher Fall, wenn, wie bei unserem Nachbarn der Vater und fünf Söhne zugleich im Feld standen. Es kam aber auch viel fremdes Volk nach Grins. Balkanesen, Ungarn, Serben, Kroaten, Bosniaken, die in Tirol ihre militärische Ausbildung erhielten, kamen bettelnd durch die Dörfer gezogen, als die Lebensmittel knapp wurden. Man erkannte nur die Bosniaken an ihrem feldgrauen Fez, sonst waren sie in ihrem Gehabe alle gleich: Sie deuteten auf den Mund und erhoben bittend die Hände, denn sie konnten sich durch Reden nicht verständlich machen. Manchmal waren ihre Füße nur mit Lappen umwickelt, dann deuteten sie auch auf diese und baten so um ein paar Schuhe. Meist waren solche Gäste ein wenig unheimlich. Lautlos erschienen sie unter der Stubentüre, lautlos baten sie und ihre Augen blitzten in den gebräunten Gesichtern, wenn man ihnen eine Gabe reichte. Wild und verwegen war ihr Aussehen. Aber es sollen fabelhaft schöne Gestalten darunter gewesen sein. Im Jahr 1917 kamen gefangene Russen nach Grins. Sie waren echte Bauern, gewöhnten sich verhältnismäßig rasch ein und lernten auch die Sprache. Aber sie litten offenbar sehr an Heimweh. Man höre es aus ihren schwermütigen Liedern heraus. Einmal streichelte einer mit Tränen in den Augen unsere große rot und golden lackierte russische Holzschüssel. Er wollte sich gar nicht von ihr trennen und sagte begeistert: „Sie ist eine Russin!“ Am meisten wunderten sich die Grinner über die strengen Fastenregeln der Russen, die sich in der Osterwoche zeigten. [S. 16] Nicht einmal Kasknödel durften die essen, alles was vom Tier stammt, war ihnen verboten.

Nach dem Krieg zog italienische Besatzung in Grins ein. Die Mannschaften waren im Dorf untergebracht, die Offiziere aber wohnten in unserm Haus, das ihnen schon darum begehrenswerter schien, weil ein Klavier darin stand, auf dem sie den ganzen Tag mit einem Finger „Italia bella“ klimpern konnten. Mit ihren zahllosen, teils tollen, teils jungenhaften Streichen und Liebeshändeln könnte man ein Buch füllen. Im Sommer 1920 waren sie schon wieder abgerückt. Die Inflation aber, die gleichzeitig mit der deutschen begonnen hatte, dauerte viel länger als im Reich und bis vor kurzer Zeit haben einige alte Leute noch nach Millionen gerechnet.

Im Jahr 1930 wurde ein schönes großes „Kurhaus“ im Schweizerstil gebaut. Grins sollte wieder ein Badeort werden. Das alte Wildbad aber lag immer noch, klein und primitiv, hoch oben in den Bergen, wie zur Zeit der Margarete Maultasch. Nun, es war geplant, die Quelle zu fassen und herabzuleiten. Die 100M-Sperre im Jahre 1931 aber versagte dem Wirt den erhofften Gewinn und der Plan blieb unausgeführt. Bedeutete die 100M-Sperre schon eine große Einbuße, so war das noch mehr bei der 1000RM-Sperre seit 1933 der Fall. Außer einigen wenigen österreichischen Sommerfrischlern brachte niemand Geld ins Dorf. Das Kurhaus ging in den Besitz eines schweizerischen Klosters über. Auch unser Haus stand verweist. Endlich brachte das Frühjahr 1938 die Wiedervereinigung Österreichs mit Deutschland und damit einen grundlegenden Umschwung auf allen Gebieten.

Berta Mund im Jahr 1940

Dorfbild

Im Mittelalter war Grins ein bedeutendes und, man kann beinahe sagen, berühmtes Dorf an der Arlbergstraße, die damals die einzige gangbare Verbindung zwischen Italien, Tirol, Deutschland und der Schweiz herstellte. Denn als zur Zeit der Kreuzzüge der Verkehr über den Arlberg infolge der Pilger- und Saumfahrten zwischen den genannten Ländern zunahm, und die Arlbergstraße an Bedeutung gewann, wurde aus dem ursprünglichen einsamen, namenlosen Bergnest rasch der allbekannte Durchreiseort Westtirols. Alle Saumfahrer, die etwa mit ihrer Last von Italien her über den Reschenpaß gekommen waren und ins Oberrheingebiet wollten, mit dem Venedig damals in engen Handelsbeziehungen stand, mußten ihren Weg zum Arlberg über das Dorf Grins nehmen. Und da Grins die erste Ortschaft nach dem langen Aufstieg vom Tal aus war, und auch die letzte vor einer langen beschwerlichen Reise durch dichten unwegsamen Bergwald, dem Wiesberg entlang bis ins Rosannatal, so nahmen wohl die meisten Saumfahrer und Pilger die Gelegenheit wahr, noch einmal tüchtig einzukehren. In Grins mußte auch ein Wegzoll zugunsten der Wegerhaltung entrichtet werden, und zwar ein Zwanziger von jedem Rosse. Die Gemeinde wurde allmählich vom Geld der Durchreisenden wohlhabend und schließlich reich. Aus der Chronik des Dorfes erfahren wir, daß im 14. Jahrhundert die verschiedensten Handwerke in Grins geblüht haben: Waffen-, Schellen- und Sensenschmiede, Kupferstecher, Maler und sogar Glockengießer kamen zu Arbeit und Verdienst. Da von den Durchreisenden nicht nur an den Wirtsleuten Geld hängen blieb, sondern auch die Bauernfamilien, die etwa einem Reisenden Unterkunft gewährten, verdienten, so wurde das ganze Dorf so wohlhabend, daß es Handwerk und Kunstgewerbe leben lassen konnte und reichlich gutbezahlte Aufträge gab.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde Grins, das damals auch ob seines Wildbades weit und breit einen Namen hatte, von der Landesgräfin Margareta Maultasch als Kurort auf-[S. 2]gesucht. Damit war das ursprüngliche Bergdorf vom Handelsort zur Sommerresidenz der Landesfürstin geworden.

In jener Zeit, als Handel und Gewerbe blühten, erhielt Grins im wesentlichen das Gesicht, das wir heute noch vor uns haben. Als aber die Regierung im Jahre 1335 eine neue und bequemere Arlbergstraße im Tal, der Sanna entlang, bauen ließ, da ward Grins jäh seiner günstigen Verkehrslage und der damit verbundenen Einnahmen beraubt. Geschäft und Handwerk gingen zurück, das Dorf vereinsamte und verarmte wieder. 550 Jahre später erlebte Grins einen zweiten und endgültigen Niedergang. Es war im Jahr 1883, als auf der anderen Talseite die Arlbergbahn gebaut wurde. Da lag Grins erst vollständig abseits vom auflebenden modernen Verkehr. Und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Denn vom aufkommenden Fremdenverkehr der letzten Jahrzehnte, der doch die Schönheit der Tiroler Dörfer „entdeckte“, blieb dieses Dorf dank seiner Abgelegenheit und seiner schlechten Zufahrtswege verschont. So kommt es, daß Grins heute noch das Gepräge eines mittelalterlichen Dorfes trägt, trotz der sechs Jahrhunderte, die drüber gegangen sind. Denn seit jener Zeit wurden keine wesentlichen Veränderungen mehr im Dorfbild vorgenommen. Es fehlte ja das Geld dazu. Nur äußere Baufälligkeit oder die Einäscherung von Gebäuden erzwang die notwendigen Stütz- und Neubauten. So hat die Gemeinde durch ihre Armut, ohne es zu beabsichtigen, den historischen Wert und die Eigenart ihres Dorfes - und damit seine Schönheit - so rein erhalten, dass dieses von Staats wegen unter Denkmalschutz gestellt gehörte. Ein Gang durch das Dorf soll uns sein Bild vergegenwärtigen. Grins, das 110 Häuser umfaßt, ist in mehrere Dorfteile aufgegliedert, von denen jeder seinen eigenen feststehenden Namen hat.

Am weitesten nach Osten liegt das sog. Außerdorf. An diesem Dorfeingang stehen sich zwei Häuser so nah gegenüber, daß sie nur einen schmalen Streifen Straße zwischen sich frei lassen. Dadurch wirken die beiden Gebäude fast wie ein Stadttor, obgleich ihnen das verbindende Dach fehlt. [S. 3] Sie sind auch gleichsam die Pforte, die das Dorf Grins erschließt. Wer hier durchgegangen ist, der ist in Grins. Das ist manchmal nicht so einfach. Fährt da ein hochbeladener Heuwagen vorbei, so streift das Heu die Mauern der beiden Häuser. Fußgänger weichen da lieber wieder ein paar Schritte zurück, wo die Straße noch etwas breiter ist oder retten sich durch einen Satz in den etwas höher gelegenen Bongert des einen Gehöfts.

Beide Bauten sind aus verschiedenen Zeiten. Das sieht man ihnen sofort an, denn das größere von ihnen ist zwar wie sonst auch alle Häuser in Grins aus kleinen Felsbrocken gebaut, namentlich dem gelben Tuffgestein, das in den Bergen oberhalb von Grins mächtige Felsentürme bildet, es ist aber nicht wie alle seine Nachbarn im Dorf mit weißem Mauerwerk beworfen. An seinen Ecken sieht man zwar noch Spuren ehemaligen Anstrichs, aber sonst liegt der rohe Stein frei. Der übrige alte Verputz ist sicher längst heruntergebröckelt. Dieses Bauwerk heißt allgemein im Dorf das Großhaus. Und mit Recht. Es hat ungewöhnliche Ausmaße im Geviert. Nach einer alten Sage soll es der älteste Bau im ganzen Dorf sein und schon über 1000 Jahre stehen. Wahrlich, wenn man diese Mauern von erstaunlicher Dicke ansieht, möchte man das glauben. Sicher ist es auch wesentlich älter als die Häuser von Grins sonst durchschnittlich, die auch schon ihre 600 Jahre stehen. Solche Grundfesten aber wie die des Großhauses können schon manchem Sturm trotzen und Jahrhunderte überdauern. Eine ganz unverhältnismäßig kleine und enge Türöffnung führt ins Innere dieses Festungsbaus, eine dunkel gähnende Höhle. Da fällt kein Tageslicht in den Hauseingang. Die Leute, die hier wohnen, müssen den Zugang zu ihrer Behausung Tritt für Tritt kennen.

Beim Anblick dieser Mauermassen und ihrer Verwitterung kann man sich wirklich in frühere Jahrhunderte versetzt glauben. Auch der Zustand der Straße, die hier eher einem Hochalmweg als einer soliden Dorfstraße gleicht, tut das seine, um das Gefühl der Mittelalterlichkeit zu verstärken.

Weit weniger trutzig und grob fest von Aussehen [S. 4] sind die Nachbarn dieses steinernen Vorweltriesen. Schon sein Gegenüber, ein schmuckes weißverputztes Bauernhaus wie viele andere im Dorf, bringt den Gegensatz recht zur Geltung. Es macht gleichsam einen kultivierteren Eindruck, obschon es an Unebenheit und Windschiefe der Wände dem Großhaus fast nichts nachgibt. Der Kalkanstrich deckt die Derbheit der Mauerung nur einigermaßen zu, denn auch er läßt die eingebauten Steinbrocken als willkürliche Buckel und Hoppel in der Wandfläche erkennen. Die Unebenheit der Mauern ist allen Häusern des Dorfes eigentümlich. Auch die fürnehmsten und reichsten Bauten in Grins weisen diese Unregelmäßigkeit und Buckelung auf, die vollends mit der Patina der Verwitterung zusammen das Malerische dieser Häuser erheblich fördert. Nur die Gebäude, die im Laufe der Zeit an Stelle abgebrannter errichtet wurden, unterscheiden sich im wesentlichen durch ihre geraden glatten Wände von ihren Nachbarn in ursprünglicher Bauweise, die ihnen übrigens sonst in allem zum Vorbild gedient haben. Im Mittelalter selbst hat man eben noch einfacher und bäuerlicher gebaut, namentlich im Hochgebirge. Schon das Material, die nur wenig behauenen Felsbrocken, machten meist den Bau glatter und völlig lotrechter Mauern unmöglich. Schließlich hat auch die Zeit das Ihre getan, um die kleinen Bauunregelmäßigkeiten noch deutlicher hervortreten zu lassen.

Das nächste Haus entlang der Straße ist ein Zeuge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Blütezeit von Grins. Vor allem fällt es durch seine reiche und zum Teil noch sehr gut

erhaltene Bemalung auf, die nur an wenigen Stellen ausgebessert worden ist. Dieses Haus, ein besonders breitgedehnter flachgiebeliger Bau, ziert ein Erker, ein Luxus, den sonst nur noch das sog. Maultaschhaus aufweisen kann. Auch die Türeinfassung wurde hier mit ausgesprochen künstlerischem Sinn geschaffen. Fast sind die schmalen Steinsäulen des zurückweichenden Türrahmenprofils im gotischen Stil zu großartig für ein Bauernhaus. Denn das muß dieses Gebäude auch schon im Mittelalter gewesen sein. Über der Haustüre dieses Gebäudes prangt eine Sonnenuhr, obgleich nach Norden. Unter ihr soll früher [S. 5] folgender Spruch zu lesen gewesen sein:

„Ein lauer Christ gleicht einer solchen Sonnenuhr, die die Sonne nur [richtig wohl: nie] bescheint. O Zeit, o Zeit, niemand erkennt dich, als wer dich verloren hat.“

Heute ist es nicht mehr zu lesen, aber die Spuren des Geschriebenen sind noch zu erkennen.

Auch der Aufgang zur Tür gibt dem Haus trotz seiner primitiven Holzbrettstufen über Feldsteinunterbauung etwas Mächtiges. Sicher hat die verfallene Pracht einmal den Besitzer des Hauses viel Geld gekostet.

Der geraden Dorfstraße entlang folgen nun wie in einer Kleinstadt Haus auf Haus, manchmal sogar zusammengebaut, sodaß stellenweise eine richtige Häuserfront entsteht. Nur durch Gärten oder Misthaufen wird diese Zeile manchmal unterbrochen. Jedenfalls bleibt der Eindruck des Straßendorfs bestehen, auch wenn einmal eine steile kleine Seitengasse bergan abzweigt.

Ein Dorfbrunnen plätschert da am Rande der Dorfstraße. Es ist einer der fünf, wie sie im ganzen Dorf gerecht verteilt stehen. In ein weites längliches Steinbecken läuft immerfort das Wasser aus einer gebogenen Röhre, die der steinernen Säule des Brunnentrogs entspringt. Den Brunnenkopf ziert wie bei allen Brunnen die kunstvoll geschnitzte Figur eines Heiligen. Auch hier hat sich der bäuerliche Kunstsinn ein Denkmal gesetzt, das noch in verfallendem Zustand dem Dorfe zum Schmuck und seinen Meistern zur Ehre gereicht.

Und weiter führt die Dorfstraße, beiderseits von Prachtbeispielen Alttiroler Hausbaukunst eingefast. Da liegt ein Haus mit Krüppelwalmdach, das sonst selten in den Tälern Westtirols zu finden ist. Doch abgesehen von der Dachhaube verkörpert auch dieser würfelförmige Bau einen verbreiteten Tiroler Haustyp. Die Fenster mit schräger tiefer Laibung und in so ebenmäßigen Reihen in die Wand eingeschnitten, daß das Haus, schon durch den sonst ungebräuchlichen grauen Sandbewurf mit weißer Fenstereinfassung, an einen Klosterbau erinnert. [S. 6]

Aufgemalte Scheinarchitektur, mit der die Türe des Hauses eingefast ist, beweist auch, daß dieses ehemals von besonderer Bedeutung gewesen sein muß. Und man hat, sei's aus Kunstverstand, sei's aus Geldmangel, beim Graubewurf der Mauern die ursprüngliche Türrahmenbemalung stehen lassen. Vorgetäuschte Marmorsäulen tragen ein vorgespiegeltes ovales liegendes Fensterchen, das die wirkliche Türe krönt. Lebhaftige Farben, Rot, ein gewisses zartes Blaugrün und Gelb, schmücken, trotzdem sie an manchen Stellen schon abgebröckelt sind, immer noch die Front des Hauses. Sicher waren früher auch die Fenster von ähnlichen gemalten Profilen eingefast.

Seltsamerweise ist Wand an Wand mit diesem Haus, das durch seine Größe zum Alleinstehen bestimmt ist, ein niedriges flachgiebeliges Bauernhaus Westtiroler Stils, zusammengebaut. Aber keines der beiden Häuser verliert dadurch. Im Gegenteil, durch den Kontrast der beiden

für sich typischen Tirolerhäuser kommt die Eigenart und der Reiz jedes einzelnen recht zur Geltung.

Dies ist überhaupt ein Vorzug von Grins. Die verschiedensten Haustypen liegen in buntem Durcheinander verstreut. Das hebt die Lebendigkeit der Häuserzeilen und den gesamten Dorfeindruck.

Dem Schwer-Leicht der beiden letzten Häuser steht auf der anderen Straßenseite ein massiger Steinkasten gegenüber. Wieder ein wahrer Festungsbau wie das Großhaus am Dorfeingang. Im Gegensatz zu fast allen übrigen Häusern im Dorf erhält dieses sein Gesicht nicht etwa durch die besondere Fensteraufteilung, sondern durch die ungeheure Mauerfläche seiner Front. Bei den meisten Gebäuden im Dorf beherrschen die Fensterreihen die Wand so stark, daß sie nicht wegzudenken sind, ohne daß das Haus sein Aussehen wesentlich verändern oder vollkommen verlieren würde. Hier jedoch sind die Fenster Nebensache. Sie sprengen zwar die breite Front durch ihre willkürliche Anordnung und verschiedene, aber geringe Größe, sie bestimmen jedoch nicht das Gesicht des Hauses, denn sie sind im Verhältnis zur Mauerausdehnung viel zu klein. Wenn man eines von [S. 7] ihnen, die in allen möglichen Formen und Größen in die Hausfront eingearbeitet liegen, zumauern oder ein neues ausbrechen würde, der Eindruck dieses Gebäudes bliebe doch immer im wesentlichen erhalten.

An diesem Bau sind aber auch noch andere Dinge merkwürdig. Von der Giebelspitze ab ist das Haus von oben bis unten durch verschiedenfarbigen Anstrich in zwei ungefähr gleich große, aber unsymmetrische Seiten geteilt. Eine Hälfte ist ganz zart rosa gestrichen, die andere kalkweiß. Von Ferne fällt das Farbzweierlei nicht so sehr auf, aber in der Nähe sieht man die Halbierungslinie ganz genau. Sie gibt äußerlich die innere Hausteilung an. Im rosa Flügel wohnt eine Familie für sich und im weißen ebenso. Man wundert sich vielleicht und denkt: warum haben die beiden Familien das Haus nicht im Einverständnis miteinander in einer der beiden Farben streichen lassen? Das sieht so feindselig, ja kindisch aus, daß jede so auf ihrem Willen beharrte und ihre Hälfte so strich, wie sie es sich in den Kopf gesetzt hatte. Ja, manchmal sieht es nicht nur so aus, sondern es ist wirklich so. Wie es oft geht, sind gerade die Familien miteinander verfeindet, die in einem Haus zusammen wohnen müssen und sie nehmen dann jede Gelegenheit wahr, zu zeigen, daß sie nichts miteinander zu tun haben wollen, obwohl sie unter einem Dach wohnen, und bringen dies auf alle nur mögliche Weise zum Ausdruck. So mag es namentlich früher oft und oft ein Grund für die verschiedene Bemalung mancher Häuser gewesen sein. Es kann aber auch eine andere Ursache haben, nämlich die Armut einer Partei. Bringt eine der beiden Familien gerade das Geld auf, ihren Hausanteil streichen zu lassen und sie hält auf sich, so wird sie es auch tun. Es wohnt aber vielleicht noch eine ganz unvermögende Familie mit im Haus, die ihren Teil nicht streichen lassen kann. Schon ist das Haus scheckig, selbst die frischgestrichene Mauerseite ziert bereits die alles veredelnde Mauerpatina.

Ähnlich muß es auch bei diesem Haus gewesen sein. Die verschiedenen Farben deuten nicht unbedingt Zank und Uneinig-[S. 8]keit der Hausbewohner an. Sicher sind sie in vielen Fällen auch bloßer Schlamperei oder Gleichgültigkeit zuzuschreiben, wenn nicht gar einem gewissen Humor.

Noch manches andere fällt an diesem Haus auf. Die kleine gotische Tür fügt sich gut in das Hausantlitz ein. Man möchte das Proportionsgefühl des Baumeisters loben. Aber siehe, das schlanke Türlein ist nachträglich eingebaut worden anstelle des früheren breiten Haustores, durch das die HAUwagen in die Scheune einfahren konnten. Doch verrät es ganz eindeutig das

Zurückweichen der nachher ausgefüllten Wand, die einen Bogen in Form und Größe der ehemaligen Türeinfassung in der Mauer zurückließ. Dieser später erfolgte Umbau des Erdgeschoßes von einem Durchgang in die Tenne zu einer Schreinerwerkstatt erklärt auch das hochliegende Erdgeschoß in diesem Haus, das sonst nur allen unterkellerten Bauten von Grins eigen ist.

Unter dem Dachgiebel springen zu beiden Seiten des Firstbalkens zwei Holzbalkone vor. Je ein kleines Fenster führt zu ihnen, die geländerlos, nur aus ein paar Holzbrettern bestehend, wie Vogelnester unter dem vorspringenden Dach hängen. Zwei schwache Holzsäulen stemmen sich von dem schmalen Bretterboden gegen das Dach und geben dem ganzen kleinen Holzsöller Halt und Festigkeit. Die Einrichtung dient dem Trocknen von Wäsche, Ringelobst oder Maiskolben. Zu dem Zweck spannt man Schnüre von den kleinen Sprossen des einen Stützbalkens zu denen des anderen. Dieser primitive Balkonbau ist vielen Tiroler Bauernhäusern eigentümlich, welchem Stil und welchem Haustypus sie auch angehören mögen.

So verkörpert auch dieser Bau in seiner ganzen Mauerfestigkeit, der scheinbar willkürlichen, in Wirklichkeit aber durch die Innenaufteilung bedingte Fensteranordnung und den Schwalbennesterbalkonen eine immer wiederkehrende Erscheinung Tiroler Bauweise.

An diesem Haus vorbei zwischen Misthaufen und Gärten dahin führt die Dorfstraße zum Tobel. Sie fällt beträchtlich und mit [S. 9] ihr fallen die beiderseitigen Häuserzeilen. Da ragt hinter einem Garten, dessen blühende Heckenrosenranken über die Einfaßmauer herab bis in die Dorfstraße hängen, der kühne Giebel eines hohen Bauernhauses. Auch dieses ist auf seine Art ein Prachtbeispiel Tiroler Hausbaus. Es verkörpert jenen Typ, der weniger durch baugeschichtliche Merkwürdigkeiten als sein schmuckes Äußeres im Ganzen genommen wirkt. Eine saubere weiße Wand, nur wenig verwittert, wirft die Sonnenhelle grell zurück. Die Fenster sind einigermaßen regelmäßig über die Wandfläche verteilt, jedenfalls noch so ausgeglichen, daß der Eindruck der Asymmetrie nicht aufkommt. Mit kleinen schwarzen Augen blicken sie aus tiefliegenden Fensterhöhlen in die Welt. Vielfarbig quellen die Blumenkästen auf den Fensterbänken und farbenfroh strahlt überhaupt alles an diesem Haus. Ein Schwalbennestbalkon klebt dicht unter der Giebelspitze. Wie Samt leuchtet das Tiefbraun des sonnenverbrannten Holzes der Dachrandleisten, der Gestänge zum Maistrocknen, der Fensterkreuze und der Türe. Zwischen zwei Fenstern prangt das Bild der Cranachschen Madonna mit dem Kind, ins Bäuerliche übersetzt. Darunter ein Spruch, der nicht mehr vollständig zu lesen ist. Dieses Bild, obgleich nicht größer als eines der Fenster, gibt dem Haus ein besonderes Aussehen.

Zur hochgelegenen Eingangstüre in der üblichen Spitzbogenform führt eine Freitreppe. Unter ihr wölbt sich ein Bogen, der zur Kellertüre leitet. Ein bescheidenes Mauerrelief in der Treppenmauer lockert deren Schwere in angenehmer Weise auf. Dieser doppelte Stiegenaufgang erhöht die Würde des Hauses und hebt es über viele andere sonst sehr ähnliche hinaus. Es trug dem Gebäude den Namen „Hochstiegenhaus“ oder einfach „die hohe Stiege“ ein. Bis zu einem gewissen Grad hat dieses Haus sein eindrucksvolles Aussehen auch seiner günstigen Lage etwas abseits der engen Dorfstraße, erhöht im Hintergrund zu verdanken. Diesen Vorzug haben nicht viele Häuser des Dorfes.

Schon das Nachbargebäude dicht am Tobelrand kann nicht mehr aus so günstiger Entfernung betrachtet werden. Es liegt wieder an der Straße, nur durch einen kleinen Vorplatz, wo man am Werktag „Holz [S. 10] macht“ und am Sonntag ausruht, von ihr getrennt. Das Haus ist an sich weiter nicht bemerkenswert, keine besondere Hausform oder altertümliche Malerei sind

an ihm zu erkennen. Nur seine ganz ungewöhnliche Lage macht es zu einem der auffallendsten Häuser von Grins. Es ist nämlich ein richtiges Felsenest, ganz in den Berg gebaut. Die Straßenfront des Hauses hängt zur Hälfte über einer kräftigen Steinunterkellerung in die Dorfgasse herein. Die andere Mauerhälfte aber wird von einem mächtigen wilden Felsblock getragen, der als riesige steinerne Kugel unter dem weißverputzten Wohnbau hervorspringt. Man hat immer den Eindruck, als stehe das Haus auf diesem Untergrund nicht fest und könne jeden Augenblick herunterstürzen. Dabei war es gerade dieser Steinfindling, der wohl durch den benachbarten Tobel von seiner Gipfelheimat hierher heruntergekommen ist, der Anlaß und der Grundstein zum Bau dieses Hauses. Es ist das letzte im Außerdorf oder das erste, wenn man vom Innerdorf herkommt. Denn nun spannt sich als Grenze zwischen diesen beiden Dorfteilen die sog. gotische oder Römerbrücke über die breite Tobelschlucht. Beide Namen sind berechtigt, obgleich sie sich scheinbar widersprechen. Der Überlieferung nach haben die Römer die Brücke gebaut, was auch sehr wahrscheinlich ist, denn Grins war schon zur Römerzeit besiedelt und brauchte diesen Tobelübergang. Heute weisen keinerlei Anzeichen mehr auf den römischen Ursprung hin, denn die erste Brücke soll aus Holz gewesen sein und im Mittelalter durch die jetzige steinerne ersetzt worden sein, da die Holzbrücke dem zunehmenden Verkehr nicht mehr gewachsen und wohl auch schon altersschwach war. Der Spitzbogenbau aus dem Mittelalter steht heute noch in voller Herrlichkeit und Wucht da, ein Stück, auf das Grins stolz sein kann und dessentwegen allein es schon berühmt sein könnte. Der Spitzbogen trug ihr den Namen gotische Brücke ein. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges scheint die Brücke baufällig und durch ein hölzernes Stützgerüst unterfangen worden zu sein, das die Jahreszahl 1639 im obersten Querbalken eingehauen trägt. Dieses Stützgerüst aus mächtigen Balken [S. 11] hat sich bis zum heutigen Tage erhalten und ist durch seine altersgraue Farbe und die sinnvolle Form mit der Brücke so zu einem Ganzen geworden, daß man das Gerüst gar nicht missen möchte. Seit jener Zeit mögen keine wesentlichen Neuerungen mehr an ihr vorgenommen worden sein. In leichtem Bogen zieht sich die Dorfstraße über den starken Steinunterbau hin. Von den breiten schindelgedeckten Einfaßmauern sieht man nach beiden Seiten in die wilde Tobelschlucht hinab. In der Brückenmitte wächst ein rührend bescheidenes Kapellchen aus der Randmauer heraus. An manchen abgetretenen Stellen der Straße kann man noch das mittelalterliche Kopfplaster erkennen.

Über die Brücke gelangt man nun ins Innerdorf. Die Straße macht, nachdem man die Brücke verlassen hat, eine jähe Biegung nach links und steigt gleichzeitig stark an. Wer sich hier noch einmal umwendet, sieht erst jetzt das Brückenwunder, über das er eben geschritten ist, ein solches Meisterstück gotischer Baukunst nicht unter sich vermutend. Doch vorwärts, ins Innerdorf. Hier ist gleich viel los, eine Menge auf einmal zu sehen. Die Straße zweigt nach drei Richtungen auseinander, sodaß ein kleiner Platz entsteht. In der Mitte plätschert wieder ein Dorfbrunnen, von einem Heiligen gekrönt. Rundum türmen sich die Häuser bergan, ein Giebel reckt sich über den anderen als breites Dreieck in die Luft. Die Dächer ziehen den Blick von dem kleinen Platz mit dem Brunnenmittelpunkt in die Höhe, zum mächtigen Berghintergrund, der im ganzen Außerdorf fast stets verborgen war, da man zu dicht zwischen den Häusern dahinging. Etwas abseits von dieser Straßenkreuzung steht das Maultaschhaus für sich, die ehemalige Sommerresidenz der Landesfürstin von Tirol. Ein hoher flachgedeckter Kasten, dessen Front ein Erker inmitten der blumengeschmückten Fenster zielt. Eine Freitreppe führt zur hochliegenden Eingangstüre. Unter dem Giebel sind in einfacher, aber reizvoller Kreuz- und Dreiecksmusterung Bauziegel ausgespart, als Luftlöcher für den Speicherraum. Hinter dem Haus liegt die niedere und flache Scheune. Ihre Wände bestehen aus roh behauenen Balken, die wie Finger einer gefalteten Hand ineinandergefügt sind. [S. 12] Vom Brunnenplatz her kommend sieht man die Nebengebäude dieses stolzen Herrenhauses nicht. Sie treten bescheiden hinter dem Hauptbau zurück. Wir wenden uns nun

wieder der ansteigenden Dorfstraße zu. Da steht ein kleines Kapellchen am Straßenrand, ganz an die Mauer eines hochliegenden Gartens gelehnt. Man beachtet es meist gar nicht, wenn man hier vorbeigeht, obgleich es das Bild dieses Dorfausschnittes mit belebt. Zwischen breitgesichtigen Häusern, eng aneinander gebaut, dringen wir weiter ins Innerdorf vor. Ein über und über bemaltes Haus lenkt den Blick auf sich. Es ist das Rößelwirthshaus, wie ein kunstvoll geschmiedetes Nasenschild verkündet. Eine breite, grün und weiß gestrichene Toreinfahrt, deren mittlerer Torflügel immer offen steht, läßt etwas von der Pracht des Durchgangs sehen. Da führt eine Treppe zwischen zwei hölzernen Marmorsäulen und einem imitierten Steingeländer zu den Räumen des hochliegenden Erdgeschosses. Die Außenwand des Hauses ist zwar stellenweise schon sehr verwittert, aber die alte Bemalung ist noch gut zu sehen. Alle Fenster sind von farbenfrohen Scheinrahmen umgeben. Barocke Schnörkel und muschelige Formen schmücken die vorgetäuschten Marmorprofile und breiten sich so aus, daß fast die ganze Wandfläche bemalt ist. Auch die ineinander gefügten Ecksteine springen nicht wirklich vor. Ihre Farben und ihre Schatten sind nur aufgemalt. Diese Fassadenmalerei ist aber nicht als beabsichtigte Täuschung und leere Protzerei anzusehen. Die Bemalung der Häuser ist eben zu einer Zeit entstanden, als man auch in den Kirchen Scheinarchitekturen aller Art an Deckengewölben und Wänden anbrachte und lag also im Zeitgeschmack, nicht etwa der besonderen Prunksucht der Grinner Bauern begründet. Alle Malereien dieser Art in Grins sind dekorativ und geschmackvoll und als Erinnerung der reichen geschichtlichen Vergangenheit des Dorfes wertvoll. Das gegenüberliegende Haus ist auch wieder ein Zeuge früherer Grinner Zeiten mit seiner reichen und anmutigen Fassadenmalerei. Plastisch wirkende Fensterrahmen und zwei Heiligenbilder in ovalen Farbflecken ruhend schmücken die Wand. Die Dachstrebebalken tragen be-[S. 13]sonders feinausgeschnittene Drachenköpfe an ihrem Ende, und auf der Unterseite des Dachvorsprungs sind große mattrote Rosetten gemalt. Schmuck und Zierrat, auch in Gestalt von Blumen, belebt und verschönert das behäbige Haus an der ansteigenden Straße. Die Jahreszahl 1713 steht über der Türe, darunter folgender Spruch:

Mit Gottes Hilfe und Vertraven

Hat Niklas Scherli das Havs gebaven

Im Jahr wie oben ist zve söchen

Gott geb vns das ewig Leben."

Amen! Dieses Haus hat ein frommer Mann gebaut. Seine Wohnstätte möge weiter erhalten bleiben. Sie ist eine Zierde im Dorfbild.

Auf der anderen Straßenseite steht ein Bauernhaus, das früher einmal die Schellenschmiede gewesen sein muß. Noch deuten dies zwei riesige aufgemalte Kuhglocken und die Schrift: Schellenschmiede des Franz und Martin Leitner an.

Die Dorfstraße verengt sich nun wieder. Gerade ein Heuwagen kann hier zwischen den Häusern durchfahren ohne zu streifen. Hier liegen die Scheunen dicht hinter den Wohnbauten an der Straße. Im Außerdorf, wo die stadttähnlichen Häuserzeilen die Straße einfaßten, lagen Stall und Tenne meist hinter dem Haus, der Gasse abgekehrt. Hier aber breiten die Wirtschaftsgebäude unverhohlen ihren eindeutigen Geruch und ihre unvermeidlichen Geräusche in die Dorfgasse aus. Da ziert plötzlich wieder eine geradezu klassische Madonnenkomposition die Wand eines Bauernhauses inmitten dieser ausgesprochen bäurischen Umgebung. Der unvermittelte Gegensatz von Prunk und Schmuck an den Häusern

in ganz unbäuerlichen Säulenportelen und anderen Fassadenmalereien und Misthaufen ganz an der Straße und schmutzigen Scheunen dicht daneben ist dem Dorf Grins eigentümlich. Auch diese Besonderheit hat der Zeitenwandel herbeigeführt. Nach dem Verfall des Dorfes im 14. Jahrhundert, als die Bewohner wieder lediglich auf die Bauerschaft angewiesen waren, leb-[S. 14]ten sie weiterhin in den prunkstrotzenden Häusern aus guter Zeit und die Wirtschaftsgebäude mußten in den meisten Fällen erst noch richtig ausgebaut oder gar dazu gebaut werden. Darum stehen auch heute noch die Herrenhäuser, kann man sagen, in keinem rechten Zusammenhang mit den Wirtschaftsgebäuden.

Im weiteren Verlauf der Dorfgasse öffnet sich wieder ein großer freier Platz vor einem mächtigen Haus, das nach Aussage der Bauern im Mittelalter der Ablade- und Sammelplatz der durchziehenden Kaufleute gewesen sein soll. So begegnet man der Grinner Vergangenheit auf Schritt und Tritt in irgendeiner Weise. Das alte Kopfplaster, das wohl ehemals alle Plätze im Dorf und an manchen Stellen die Straße bedeckte, tritt hier noch deutlich in seiner sternförmigen Anordnung hervor. Es führt in leichter Steigung zur Toreinfahrt des Hauses, die jetzt als solche nicht mehr benützt wird, denn nur der innere kleine Torflügel ist noch zu öffnen. Neben dem Gebäude wagt sich auch wieder einmal ein Garten bis an die Dorfstraße vor. Neuerlich entsteht ein kleiner Platz, weil sich die Wege trennen, aufwärts und eben weiterführen. In der Mitte wieder der unerläßliche Dorfbrunnen und im Hintergrund die jetzige Grinner Schmiede. Die ist klein, kaum größer als ein Backhaus, genügt aber den heutigen Grinner Ansprüchen. Ehedem standen ihrer vier in Grins.

Eine steile und enge Gasse führt von hier aus bergauf ins Oberdörfli, dem höchstgelegenen Dorfteil von Grins. Es ist schier ein Bachbett, in dem man in die Höhe steigt, so steinig und rinnig ist der Weg. Ein ganz romantischer Winkel tut sich da vor uns auf. Ein runder Platz, rings von uralten Halbholzhalbsteinhäusern eingefast. Wie kein anderer Platz im Dorf ist dieser für sich abgeschlossen, obgleich auch hier Gäßchen und Wege nach allen Richtungen abzweigen, aber so versteckt, daß die gewaltigen Häuserfronten wie undurchbrochene Zimmerwände den Raum einfassen. Ein Brunnen steht im Mittelpunkt dieses kleinen heimlichen Nestchens. Um ihn herum spielt sich fast alles ab, was im Oberdörfli geschieht. Immer steht jemand da, der gerade Wasser holt oder wäscht, und jeder, der hier vorbeigehen will oder von ei-[S. 15]nem Haus zum anderen gehen, muß an ihm vorbei und um ihn herum, keiner kann ihn außer acht lassen. Im Häuserrund dahinter fällt vor allem eines durch seinen besonderen Bau auf. Die Front ist gewissermaßen halbiert, da eine Hälfte um ein Beträchtliches zugunsten eines Balkones zurückweicht, sodaß ein rechter Winkel entsteht. So geteilte Bauernhäuser findet man sonst viel in Tirol, aber in Grins ist es das einzige. Es ist das am meisten abgemalte Haus ob seiner ganz unregelmäßigen, aber reizvollen Bauweise und des ruinenhaften Zustandes, der dem Haus sein romantisches Aussehen verleiht. Auch die Vielfalt seiner Farben, die vom Baumeister nicht in dieser Weise beabsichtigt war, reizt zum Malen, denn das samtbraune Gebälk neben dem abbröckelnden weißen, blauen und ockergelben Bewurf ergibt äußerst malerische Farbgegensätze. Auch die Winkeligkeit mit ihrem Licht- und Schattenspiel steigert die Wirkung des Gebäudes. So etwas läßt sich kein Maler entgehen.

Unter dem Oberdörfli liegt dann der Kirchplatz, der kleine freie Raum vor der Kirche. An Feiertagen spielt die Dorfmusi hier ihre Lieder, denn es ist der einzige Platz im Dorf, der das vollzählige Erscheinen der Grinner Musikanten und einiger Zuhörer erlaubt. Alle anderen in Grins sind zu klein, aber man kann nicht sagen, daß es der Dorfmittelpunkt wäre. O, nein. Dazu liegt er viel zu sehr am Dorfende. Grins hat überhaupt keinen Mittelpunkt im Sinne eines Platzes, an dem sich bei wichtigen Gelegenheiten alles versammelt, wie am Marktplatz in einer Kleinstadt. Eine so große ebene Fläche gibt es in ganz Grins nicht, das sich in der

Hauptsache als ein schmales Band am ansteigenden Gelände hinzieht. Erst im Innerdorf und dem Oberdörfli zweigen Gassen ab und leiten von der Hauptstraße, dem ehemaligen Arlbergweg, aufwärts und abwärts bis in die letzten Winkel des Ortes.

Am Platz vor der Kirche liegt das sog. Kavaliershaus, auch noch eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Der männliche Hofstaat Margaretas war hierin untergebracht. [S. 16] Nach dem Kirchplatz kommt das Loch. Es ist das etwas verrufene diesseitige Dorfende. Seine Behausungen hängen an den Wänden der beginnenden Tobelschlucht, die sich hinter dem Dorf aus dem Gebirg auftut. Die Leute wohnen hier also wirklich wie in einem Loch, zwischen den steilen und engen Tobelabhängen. Aber der Ausdruck „Loch“ gilt nicht nur der finsternen Lage innerhalb der Schluchtwände, sondern auch dem geistigen Brodem dieses Ortsteils. Hier wohnen bis auf wenige Ausnahmen lauter Leute, deren Lebensverhältnisse der Abgelegenheit und gewissen Verrufenheit dieses Dorfteils entsprechen. Da ist zuerst einmal das Armenhaus mit seinen zum Teil ganz verwegenen aussehenden Insassen, die einem oft etwas nachrufen, wenn man vorbeigegangen ist. Auch Schwachsinnige finden hier ihre Unterkunft, die alle Vorübergehenden anbetteln oder ansprechen. Malerisch sind ja diese Häuser am Hang, die wie Eulennester an der felsigen Wand hängen, aber etwas unheimlich. Vor allem das letzte Haus, das so überhängt und dazu an der engsten Stelle der Straße, daß man immer meint, das Zigeunerhafte wolle einen erdrücken. Wohnen doch in diesem Haus Leute, die öfters mit der Polizei zu tun haben und zu deren ganzem Lebensstil es paßt, daß sie hin und wieder etwas einfach aus dem Fenster auf die Gasse schütten. Darum schnell vorbei! Nach diesem Haus macht die Schlucht eine jähe Wendung und man ist schlagartig in der Bergwildnis.

In diesem Dorfteil ist auch einmal ein Mord verübt worden. Die Dorfchronik berichtet ihn mit allen Einzelheiten. Angesichts der ganzen Örtlichkeit glaubt man auch sofort, daß hier einmal eine Greuelthat begangen wurde. Ja, man würde irgendeine Schauergeschichte geradezu vermischen und erfinden müssen, wenn sie nicht da wäre, so vervollkommnet sie den Eindruck, daß es hier nicht geheuer ist.

Der Gang durch Grins ist nunmehr vollendet. Ein Dorf, dessen Vergangenheit seinen Charakter bestimmt, dem jede Zeit ihren Stempel aufgedrückt hat, ist vorübergezogen. Auf ein Dorf mit so vie-[S. 17]len herrlichen Bauten könnten seine Bewohner stolz sein. Aber die Grinner haben nicht viel Verständnis für die Schönheit ihrer Häuser. Neue gefallen ihnen viel besser, wie sie heute überall serienweise in Tirol und den Voralpengegenden gebaut werden. Bewundert man das Haus eines Bauern ob seiner gediegenen Bauweise, so wehrt er ab: „O, das alte Klump, nicht mehr wert als daß alles niederbrennet; dann könnt` man ein neu`s Haus bauen.“ - Dieser Ansicht sind leider die meisten Bauern. Nur wenige wissen die Schönheit ihres Dorfes zu schätzen. Die Mehrzahl aber sähe nichts lieber, als daß ihre Häuser abgerissen und „schöne, neue“ dafür hingesezt würden. Es ist ein Jammer, daß ein Dorf so dem Untergang, seine Häuser dem Verfall, der Brandgefahr, dem willkürlichen Um- und Anbau preisgegeben sind.! Gibt es kein Gesetz, das Bauten von so hohem kulturellen und historischen Wert schützt und sie vor dem Untergang bewahrt?

Elisabeth Mund im Jahr 1940

Der Tiroler und sein Vieh

Im dritten Jahr des Weltkriegs, als zu der allgemeinen Not und Niedergedrücktheit noch eine Mißernte kam, da sagten die Grinner Bauern: „Sell ischt a schlechti Zeit für Viech und Leut!“ Dieser Ausspruch beleuchtet eigentlich das Verhältnis des Tirolers zu seinen Tieren schon im ganzen Umfang. Immer geht das Vieh vor. Nicht nur, daß den ganzen Tag etwas für das Vieh auf dem Herd kocht, die Tiere bekommen ihr Futter auch viel regelmäßiger als der Mensch. Vormittags, etwa gegen 10 Uhr, tritt die Bäuerin mit der großen Futterschüssel aus der Tür und lockt die Hühner. Entweder mit dem singenden Ruf „Bulala, Bulala“ oder mit dem eigenartig abgehackten, halb gesprochenen, halb gejodelten „Bula se, Bulase“. Die Hühner werden nicht geschlachtet, dazu schätzt man sie viel zu sehr, außer wenn sie so alt sind, daß sie gar keine Eier mehr legen können und sozusagen gegessen werden müssen. Von den Kücken werden nur die „Giggeler“ abgestochen. Die Grinnerin liebt ihre Hühner ordentlich. Oft setzt sie eine kranke Henne auf den warmen Küchenherd, bettet sie auf weiche Lappen und streichelt sie tröstend; es wird schon wieder gut werden.

Und dieser Jammer, wenn einmal ein Schwein krank ist. Vom Arztholen bis zum Kerzenspenden im wundertätigen Viehkapellchen wird alles getan, um der armen Sau zu helfen. Hinter der großen Fürsorge steht weit mehr als die bloße Angst um den Weihnachtsbraten. Der Grinner liebt sein Schwein ja auch und es betrübt ihn, wenn die armen Tiere leiden müssen. Das Schlachten freilich - nun ja, das muß eben sein und hat auch seine angenehme Seite. Mehr als zwei Schweine für die Familie sind im Dorf selten, nur der Schmidt von Gmar zieht jährlich seine 30 „Facken“ bis zu einem gewissen Alter auf, um sie dann auf den Markt zu bringen.

Was wäre ein Bergdorf ohne die lustigen, behenden Ziegen? In Grins strömt jeden Abend die unruhige kleine Herde mit fröhlichem [S. 2] Glöckleingeschepper und -gebimmel, hüpfend, sich stoßend vom Berge herab, durchs Oberdörfli hinunter, verteilt sich in die Dorfgassen und versickert schließlich in den einzelnen Ställen. Nur hier und da klingt noch ein Glöcklein aus dem kleinen hohen Stallfensterchen. Nicht jeder im Dorf hält sich Ziegen, andere wieder haben 2 bis 5 Stück. Solche Bauern schwören auf Ziegenmilch und geben sie für das Gesundeste und Beste aus, das es gibt. Die andern wieder verachten die „Goasmilli“. Aber die Geißen sind rentable Tiere. Sie lassen sich brav und unentwegt melken, nie versiegt ihre nahrhafte Quelle. Außerdem kann man sie sogar noch scheren und schlachten. Futter brauchen sie nicht viel. Tagsüber steigen sie mit dem „Goaßer“ hinauf unter die Felswände und knabbern das kurze harte Alpengras. Eigentlich springen sie ganz frei und wild herum, das kleine Büberl, das hütet, kann sie gar nicht zusammenhalten. Aber sie kommen doch jeden Abend heim, weil sie gemolken werden müssen. Wäre das nicht der Fall, so würden sie wohl oben im Gewänd bleiben und ganz verwildern. Bei den Grinner Schafen ist das so. Im Frühjahr, wenn kaum der Schnee auf den Hochwiesen geschmolzen ist, treibt man sie hinauf und läßt sie den ganzen Sommer über oben. Auf diese Weise spart man Stall und Futter. Die Schafe brauchen keinerlei Wartung, nur Salz muß man ihnen manchmal bringen. Das „Salznen“ ist oft eine gefährliche Sache. Der Hirte streut dabei aus einem großen Sack Salz auf die Steine und ruft dann fortwährend: „Horla, horla“ oder durch die Fistel: „hutsch, hutsch, hutsch!“ Da kommen die Schafe von allen Seiten herbei. Wehe, wenn der Hirt sie zu früh anlockt, etwa bevor er den Sack vom Rücken getan und ausgeleert hat. Mehr als einmal schon ist es vorgekommen, daß er dann von der gierig blökenden Herde erdrückt, zu Boden gerissen, zertrampelt wurde.

Ein großer Tag ist's im Dorf, wenn die Schafe herunterkommen um geschoren und zum Teil auch geschlachtet zu werden. Alle Leute sind in freudiger Aufregung. „D'Schof khema“, heißt es und „d'Schaafla khema“, jubeln die Kinder. An einer engen Stelle der Dorfstraße, die vom Berg herabläuft, wird ein Gatter errichtet, ebenso hoch, daß ein Schaf nicht aus dem

Gedränge heraus hinüberspringen kann. Gegen 2 Uhr nachmittags hört man oben vom Falshügel über dem Dorf helle Rufe und bald rollt die scheckige Herde herab. Drei bis vier Männer haben sich mit aller Körperkraft gegen die ersten Tiere gestemmt und drängen sie mit ausgespannten Armen zurück. Nur so kann man die verwilderte Herde einigermaßen im Zaum halten. Dazu muß sie noch mit Salz angelockt werden, sie käme sonst gar nicht herunter. Vorsichtig rückwärts gehend nähern sich die Männer mit den Schafen dem Gatter, schleudern da und dort ein Lämmlein, das ausbrechen wollte, in das Gedränge zurück und lassen plötzlich der Herde freien Lauf. Schon prallt das erste Tier an die Barriere und gleich darauf ist die Dorfgasse ausgefüllt von der blökenden Schar, die ja nun nicht mehr weiter kann. Wollige Leiber drängen sich aneinander, aus dem allgemeinen schmutzigen Grauweiß heben sich einige schwarze und dunkelbraune Felle deutlich ab.

Und nun die Leute: schon stehen einige mitten in der Herde, wie in Wasserwogen, andere klettern gerade über den Zaun. Die meisten aber schauen nur. Sie suchen zunächst noch ihre Tiere mit den Augen. Ja, woran erkennen sie sie nur? Die Tiere haben keinerlei Zeichen, wenigstens für uns nicht. Für den Bauern müssen sie aber wohl welche haben. Kinder kennen „ihre“ Schafe meist am besten. „Sall ischt inser“ rufen sie, kaum daß sie sich der Herde genähert haben. Schon greifen die kleinen schmierigen Fingerchen in das weiche Fell, um das Eigentum festzuhalten und zu sichern. Irgendein freundlicher Mensch hilft ihnen, das Tier über das Gatter zu heben und nun kommt das Aufregendste für die kleinen Buben. Sie packen das Schaf kräftig an Ohr und Schwanz und zerran es den Häusern zu, wo es angepflockt werden soll. Meist stemmt sich das Tier zuerst, um dann plötzlich loszuschleusen und den kleinen Burschen über den [S. 4] Haufen zu rennen. Nun kommt Leben in die Leute. Von allen Seiten springen sie herzu, schreien, stellen sich dem Tier in den Weg, rennen ihm nach. Bald ist es eingefangen und wird dann an den eigens errichteten Fichtenständen, die an der Hauswand entlanglaufen, angebunden. Da bricht schon wieder eines aus. Zwei Buben laufen ihm nach und ziehen es an Ohr und Fell nach sich. Ein Bauer legt ein stattliches Tier über die Achsel, um es besser tragen zu können. Ein niedliches, frommes Lämmchen verwandelt sich plötzlich im Arm eines Bauernkindes in ein mit allen Vieren strampelndes Wollknäuel, ein anderes schüttelt sich, wie von einem Krampf befallen, um sich aus den Händen eines kleinen Buben zu befreien. Und in all das mischt sich das Blöken der Schafe, der Geruch der vielen Tierleiber und das aufregende Rufen der Menschen. Die Schafe machen nicht nur den Kleinen zu schaffen. An einem ausgewachsenen Hammel hat ein Mann zu schleppen! Besonders, wenn sich das Tier wie eine Schlange windet. Aber das macht dem Bauern nichts aus, diese Mühe hat er gerne. „Ja, unser Hammel“, denkt er, „das ist ein Brocken.“ Und die Kinder sagen strahlend: „Der inser isch beas.“ Drüben bei den angepflockten Schafen, die sich nun schon reihenweise neben den Häusern drängen, aber steht das Kleinste, das noch nicht recht laufen kann und streichelt ernsthaft und zärtlich mit seinen Patschhändchen über die wolligen Leiber, die nun andauernd nervös zittern. Es war etwas viel für die ruhegewohnten Schafe. Voll Stolz überzählt der Bauer schließlich seine Tiere. Hier und da fehlt eines. Es wird abgestürzt sein oder hat vielleicht verschmäht, hinabzusteigen. Vielleicht wußte es, was es hier erwartet. Aber teilweise sind es der Schafe sogar mehr geworden. Krauslockige Lämmchen, die oben geboren sind, schmiegen sich an ihre Mütter. „Gelt, Mamma, sall g`heart mein“, ruft da manches Bauernkind und preßt das kleine Ding liebevoll an sich, [5] als gehöre es ihm schon wirklich. Dann spricht es mit der Alten, [die] ihnen ein so herziges „Lambli“ [richtiger wohl: Lampli] geschenkt hat: „A schian`s hosch, a liab`s“. Sie jammern ordentlich, wenn der Vater sagt, daß das Kleine geschlachtet werde: „Na, Daddi, amal des nit, des dia ma kalt`n“, (Das behalten wir). Ja, selbst die Erwachsenen sind nicht nur stolz auf die prächtigen Tiere, sie lieben sie auch, sie haben sie gerne. Aber es ist doch nicht das Verhältnis wie zum eigentlichen Tiroler Haustier, dem Rind.

Braun-

In Grins hält man das sogenannte Oberinntaler Grauvieh, dessen Fell von violettgraubrauner Farbe bis fast weißlich schwankt. Was für schöne dunkle Augen haben die Tiere; und wie gewandt sie sind. Wie die Geißen springen sie über Felsen hinab. Der Grinner ruft sie in den zärtlichsten Tönen: „Kuisi, Kuisali.“ Sie sind ihm auch besonders ans Herz gewachsen. So eine Kuh ist ja ein verständiges, kluges Tier, es versteht, wenn man zu ihm spricht und in seiner Behausung, seinem Stall ist es behaglich, man kann sich darin wohlfühlen. Und die ganze Familie hängt vom „Kuisi“ ab, voran das Kleinste, das außer der Milch noch nicht viel andere Nahrung kennt.

Mehr als 3 - 5 Kühe haben nur wenig Grinner. Mancher hat im Sommer gar keine, weil er sie alle auf die Alm schickt. Im Herbst aber kalben sie und geben lange Zeit vorher schon kaum mehr Milch. Zu solchen Zeiten muß man sich eben an die Ziegen halten.

Es ist rührend zu sehen, wie der Grinner seine trächtigen Kühe schont. Zwar kann er sie nicht ganz von der Arbeit befreien, die Herbstarbeiten müssen erledigt werden, aber man nimmt ihnen manches ab. Da poltert an klaren Herbsttagen der leere Wagen, der das letzte Heu, das späte Korn heimbringen soll, durch die Hofgassen, von niemand anderem gezogen als von einem stämmigen Burschen. Bergab geht es im Saus, der Mann muß sich nur mit aller Kraft gegen das laufende Fuhrwerk stemmen, aber selbst bergauf packt er es. Erst nach geraumer Weile, wenn der Wagen hoch beladen [S. 6] ist, wird das Kuisali auf's Feld geführt und angespannt. Man läßt es so langsam gehen, wie es will und an steilen Stellen hilft die ganze Familie schieben. Ochsen hat man eben in Grins nicht. Sie verfressen einen Haufen Futter und haben außer ihrer Arbeitskraft nichts zu bieten. Das kann man sich hier nicht leisten. Die 3 - 4 Pferde im Dorf können auch nicht alles allein schaffen, obgleich sie reichlich herumgeliehen werden und sicher schon jeden Acker des Dorfes einmal gepflügt haben.

Im Spätherbst endlich ist es soweit und eine Kuh nach der anderen im Dorfe kalbt. Kaum ein Haus ist schließlich mehr, ohne ein ruppiges kleines „Buscheli“, das mit steifen, ungeschickten Beinen im Stall umherstolzert und neugierig alles betrachtet. Die Milch, die lang entbehrte, fließt nun in Strömen und der Grinner hat auf's neue Gelegenheit, sein Kuisi zu schätzen. Aber er weiß es ja längst, was ihm sein Vieh wert ist. Mit welcher Liebe, welcher Freude wird das Vieh empfangen, wenn es in einer regnerischen Herbstnacht nach mehrtägiger Wanderung von der Alm heimkommt. Mit Stolz führt man die Kühe in den heimatlichen Stall, obwohl sie meist von der anstrengenden Reise und dem spärlichen Futter in der letzten Zeit ihres Almlebens entkräftet und abgemagert sind. Und die Tiere kennen ihren Stall wieder, sie muhen, stecken die Köpfe mit den daheimgebliebenen zusammen und lecken ihnen über die Nasen. Sooft die Bäuerin, der Bauer oder eines der Kinder in den Stall tritt, dreht das Vieh die Häuse. Von allen läßt es sich streicheln und krauen. Aber es ist so müde und erschöpft, daß man es am anderen Tag auf dem Hofe läßt. Selbst der Dorfstier ist am Ende seiner Kraft. - Man hält in Grins 1 - 2 Stiere, die Gemeingut sind. Um Inzucht zu vermeiden, läßt man sie von weither kommen. Solange der Stier noch jung ist, wird er sogar manchmal eingespannt. Aber wenn der „Muli“ ausgewachsen ist, taugt er dazu nimmer; er ist viel zu wild und ungebärdig dazu. Trotzdem kann man die Kinder des Stierhalters immer wieder bei ihm sehen, [S. 7] das Kleinste oft sogar zwischen seinen Füßen spielend.

Nicht viele Grinner besitzen Hunde. Nur wer einen braucht, als Wachhund oder für die Jagd. So hielt sich der frühere Grinner Nachtwächter einen. Als er aber seinen Dienst nicht mehr ausüben konnte, mußte das Tier unweigerlich aus dem Hause. Die ganze Familie weinte zwar, denn sie hatten ihn alle lieb gehabt, aber es war nichts zu machen. Das Tier war nun nimmer unentbehrlich und verfraß nur einen Haufen Futter. Die Grinner Bauern sind eben recht arm und können es sich nicht leisten, ein Tier mitzuernähren, das ihnen nicht irgendwie nützt. Es

ist nur in Ausnahmefällen möglich. Dafür versucht man wenigstens, dem Hund einen guten neuen Platz zu verschaffen. Man erkundigt sich sehr genau über die Leute, zu denen man ihn geben will. Ob sie tierlieb sind, ob sie ihr Vieh gut halten und genügend füttern. Damit es wenigstens daran nicht fehlt. - Und solange der Hund noch im eigenen Hause ist, gehört er durchaus zur Familie. Er wohnt mit in der Stube, man erlaubt ihm, sich auf die Ofenbank, ja selbst auf's Bett zu legen und er darf die Suppenschüssel des Bauern leerfressen.

Schier unglaublich ist die große Zahl von Katzen, die in einer Grinner Küche ihr behagliches Dasein führt. Die Bäuerin zieht ja auch die ganze jährliche Nachkommenschaft auf und hegt sie wie ihre eigenen Kinder. Finden die Bauern beim Heuen oben in der Hochwiese oder beim Holzen ein Nest voll junger Wildkatzen, so tragen sie die auch noch nach Hause. Man nimmt ihre Krankheiten hin als ein von Gott gewolltes Übel und pflegt und füttert sie. Ehe die ganze Familie für den Nachmittag aufs Feld geht, suchen die Kinder die jungen Kätzlein aus allen Räumen zusammen und die Bäuerin lockt sie mit zärtlichem „Muinzala, Muinzala!“ in die Küche, wo eine große Schüssel Milch für sie steht, damit sie nicht verhungern bis zum Abend. Die Bäuerin muß offenbar solche Wesen um sich haben, die sie verhätscheln und umsorgen kann, sie fühlt [S. 8] sich sonst vielleicht nicht wohl. Mit welcher Langmut nimmt sie es hin, wenn die Tiere geruhsam und nachlässig-gewandt zwischen Tiegeln und Pfannen herumsteigen oder mit graziösem Sprung über die Teigschüssel hinwegsetzen. Erst wenn die Katzen groß sind, fragt man sich, was mit ihm anzufangen sei. Zwei oder drei kann man ja behalten, damit sie fleißig Mäuse fangen, vielleicht auch etliche verschenken, die übrigen aber müssen unweigerlich um die Ecke geschafft werden. Solang sie noch klein und niedlich sind, bräuchte das niemand fertig. Die Bäuerin und die Kinder würden es nicht dulden. Nun aber sind die Tiere groß und das Leben nimmt eben seinen Gang. Dagegen stemmt sich niemand. Das Vieh muß ja auch geschlachtet werden, wenn seine Zeit da ist. Und doch bringt der Tiroler gerade seinen Tieren alle Liebe und Sorgfalt entgegen. Immer geht es vor, immer steht es im Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens. Und die Bäuerin umsorgt sie alle. Vom hilflosen jungen Kätzchen bis zur treuen nützlichen Kuh hat alles Getier des Hofes in ihrem Herzen Platz. Sie betreut alle, füttert alle und liebt alle. Und sicher ist es zum guten Teil die große Tierliebe der Tiroler, die das Vieh trotz Schmutz, Armut, harter Arbeit und schlechten Ställen gedeihen läßt.

Elisabeth Mund im Jahr 1940

Besonderheiten der Grinner Sprache

Im Gebirge hat man in jedem Tal eine andere Sprache. Die Abgeschlossenheit ist daran schuld, es liegt in der Natur des Landes begründet. Ja selbst in Dörfern, die nur wenige Kilometer auseinander liegen, hat man schon verschiedene Mundarten. Die Bauern haben ein feines Ohr dafür und hören genau heraus, aus welchem Ort der Sprecher stammt. So kann man auch, ohne zu übertreiben, von einer eigenen „Grinner Sprache“ reden. Die Dörfler selbst wissen es und nennen es „grinnerlen“. Dieser oder jener grinnerlet gut, können sie z. B. sagen. Es wäre aber unmöglich, die gesamte Grinner Sprache in einem Kapitel darzutun. Sie ist im Vergleich zum Hochdeutschen schon fast eine fremde Sprache zu nennen. Eigene Grammatik, Lautschrift u. s. w. wären da unerlässlich, zudem würde es sicher nicht leicht sein, den holperigen, rauhen Dialekt in gültige Regeln zu zwingen. Darum beschränke ich mich darauf, nur einige Besonderheiten, ein paar Kostprobchen gleichsam, aus dieser Sprache anzuführen.

Der Grinner kennt keinen „Unterschied“, sondern nur einen „Schied unter“. „Es ist ein großer Schied unter der Grinner und der Landecker Sprach!“ könnte er z. B. sagen. Ebenso sagt man nicht „viel zu wenig“, sondern „z`wenig viel“ (zu wenig viel). In Grins geht man auch nicht „Tanzen“, sondern „Gi-tanzer“. Die Vorsilbe „ge-“, kann man, im Gegensatz zum Hochdeutschen, hier fast vor jedes Tätigkeitswort setzen. So heißt es: Ge-bet`n, Gi-essa gian (Essen gehen), Gi-lumpa gian (Weintrinken gehen). Außer dieses grammatikalischen Besonderheit gibt es aber auch eine Reihe eigener Verben, die mir außer in Tirol noch nirgends begegnet sind. Sie heißen: Verkaltan (verg`halten) = Aufheben, behalten. Er verkaltet seine Sach gut = Er hebt seine Saachen gut auf. Dees Lampli tia`mer kalta = Das Lämmchen behalten wir.

Plündern, verplündern = Aufräumen, wegräumen. [S. 2]

Das Geschirr wird verplündert = Das Geschirr wird verräumt..

Schimpflen = Spielen

Die Kinder schimpflen = Die Kinder spielen.

Rehren, plähren = Weinen

Buaba plähra / reahra nit = Buben weinen nicht.

Maulen = Schelten, schimpfen

Immer muß man mit ihm maulen = Immer muß man ihn schelten.

Lantschnen = Besuche machen

Mia geahn gi-lantschnen = Wir gehen Besuche machen.

Zukehren = Besuchen

Kehren sie wieder einmal zu = Besuchen sie uns wieder einmal.

Pletschedern = Plaudern, schwätzen

Alli diat`s Biabli pletschedern = Immer schwätzt das Bübchen.

Auch eine Reihe von Hauptwörtern lautet ganz anders als in der Hochsprache. Hauptsächlich sind es Pflanzen- und Werkzeugnamen. So heißen die länglichen Fichtenzapfen „Datschen“, die rundlichen Früchte der Kiefer „Pfufen“ und die der hochalpinen Zirbelkiefer „Tschurtschen“. Zu den weinroten Lichtnelken sagt man „Guggahaler“, zu Kastanien „Käschten“. „Griesli (vgl.

französisch „cerise“ = Kirsche; „Langets = Frühling; Fetsche = Fichte; Schrofen = Felsen; Marend = Vesper; Bille = Heuhütte; Dille = Speicher; Kratt`n = Ruckkorb; Huder = Lumpen; Klach`l = Menge, Haufen; Hützli = Fetzen; Zerlin oder Zepin = Haken zum Fortziehen der Baumstämme; Seigasa = Sense. [S. 3]

An besonderen Eigenschaftswörtern kennt die Grinner Sprache folgende:

„Rogel" = locker, leicht

„schiach" = hässlich

„marode" = krank, elend

Manche Wörter aus der deutschen Hochsprache haben in Grins lediglich einen anderen Sinn erhalten. So heißt „lind" so viel wie weich und fein. Es gibt einen linden Kuchen (weichen Kuchen) und lindes Mus (weiches Mus). „Plunder" = Sachen (aber nicht abfällig wie im Hochdeutschen. „Sessel" = Stuhl; „fein" = gut; „fuiiri`s Wasser (feuriges Wasser) = heißes Wasser.

Besonders eigenartig sind einige Zeitwörter aus der Grinner Sprache:

„Ferzu" = nach und nach, allmählich

Ferzu wird er`s schon lernen = Nach und nach wird er`s schon lernen.

„Anhebe" = allmählich, es fängt an

Anhebe wird mir`s kalt = Es fängt an, mir kalt zu werden.

„Feart" = letztes Jahr

Feart isch es schiach gweisa = Letztes Jahr ist es hässlich gewesen.

„Nacht" = gestern

Sall hon i nacht schua amal g`seit = Das habe ich gestern schon einmal gesagt.

Einige Wörter der Grinner Sprache erfahren im Konjunktiv eine merkwürdige Beugung. Es sind die Wörter: Werden, haben und kriegen, die im Konjunktiv: Wur, hei und krag lauten.

„Ma wur woll epas kriaga" = man würde wohl etwas bekommen.

„Ma krag woll epas" = Man würde wohl etwas kriegen.

„Sie sogä, er hei nuit" = sie sagen, er habe nichts. [S. 4]

An Verwandtschaftsbezeichnungen kennt der Grinner folgende:

Daddi = Vater

Nali oder Nala = Großmutter

Neeni = Großvater

Deedi = Patenonkel

Dote = Patentante

Anstatt „da" sagt der Grinner häufig „se" (vgl. französisch voici). „Se Koisali, se" sagt man schmeichelnd, wenn man der Kuh einen besonderen Leckerbissen zusteckt. Besonders eigenartig aber ist das „Aha und aha" (hinauf und hinunter), der Unkundige hört nicht den geringsten Unterschied zwischen den beiden Wörtern, während der Grinner genau weiß, ob es nun hinauf oder hinunter geheißen hat. [Hier hat sie wohl nicht genau hingehört: „aucha" und „âcha" hören sich doch nicht gleich an.] Ja, die Grinner Sprache ist wie die Menschen des Dorfes selbst: oft ein wenig rau, wenig umgänglich und für den Fremden nicht zu verstehen, aber sie ist doch ursprünglich und eigenartig.